Ostpreussen-Warte

Ausgabe B
Vertr.-Kennz. 1 J 5527 E

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 3 | März 1960 | Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

„Endgültige" Eigentumsregelung

Maßnahmen zur Beseitigung des Gefühls der Vorläufigkeit

Der Bestand an ländlichen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden in Südostpreußen hat sich in der Zeit von 1953 bis 1959, also im Laufe von sechs Jahren, um etwa 25 800 Gebäude verringert, wobei die Zahl der Wohnhäuser auf dem Lande um etwas mehr als 3000 zurückgegangen ist. Das geht aus dem Reisebericht eines polnischen Journalisten hervor, den das Parteiorgan „Glos Olsztynski" veröffentlicht.

Zu diesen Zahlen, die der polnische Berichterstatter von der Staatlichen Versicherungsanstalt (es besteht in Polen und in den polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen Pflichtversicherung für sämtliche Gebäude!) erhalten hat und die, wie er schreibt, „leider nicht vollständig sind", muß allerdings noch bemerkt werden, daß sie nicht das volle Ausmaß des Verlustes wiedergeben: Im gleichen Zeitraum seien nämlich neue Gebäude errichtet worden, und diese sind in den Zahlen der Staatlichen Versicherungsanstalt enthalten. Somit vergrößert sich der Gebäudeschwund noch um die Zahl der Neubauten.

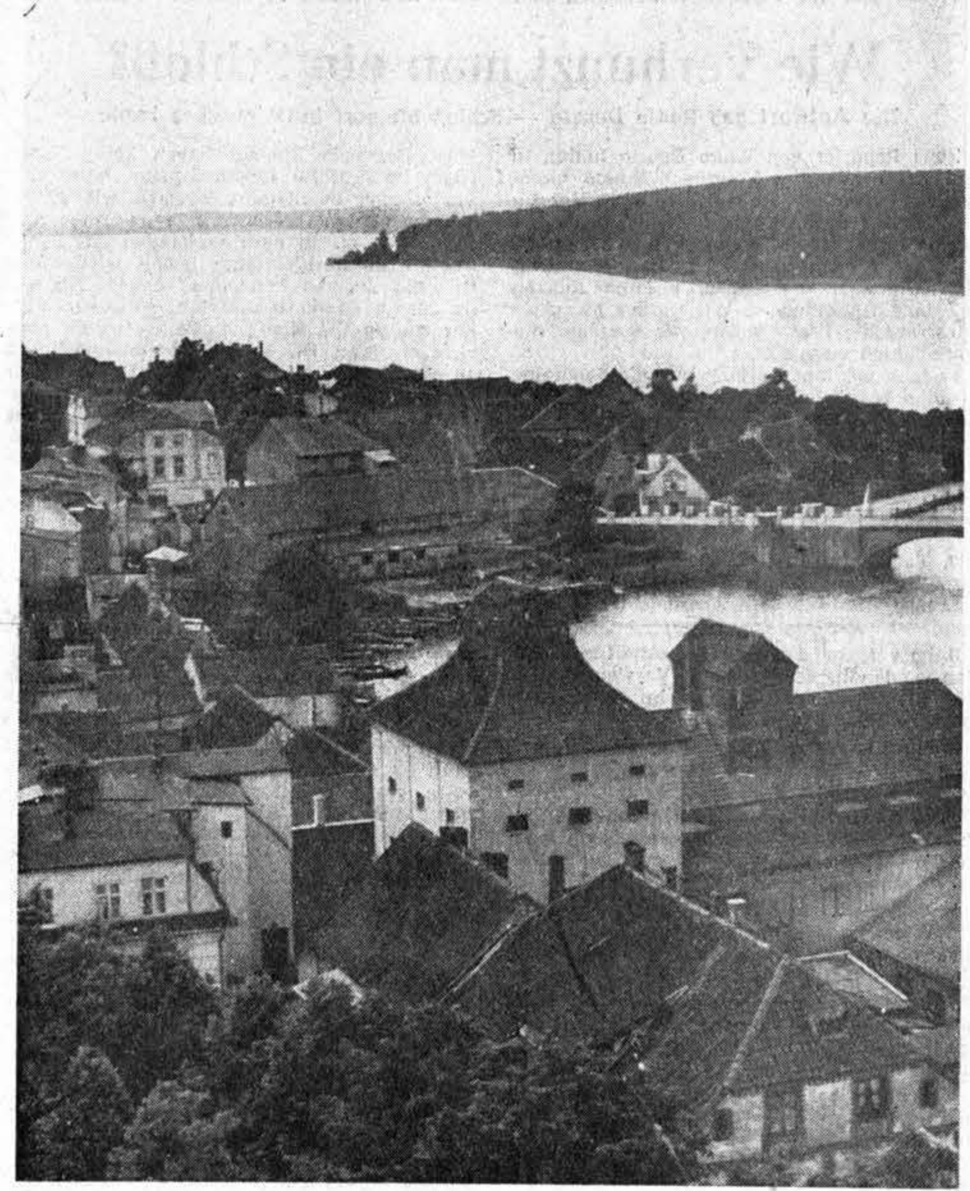
Der polnische Journalist bemerkt in seinem Bericht einleitend, keine kompetente Stelle habe ihm Auskunft darüber geben können, wieviel ländliche Gebäude infolge „Vernachlässigung" zusammengestürzt sind oder als Opfer eines „bestialischen Vandalismus zugrunde gingen". Schließlich habe ihm die Versicherungsanstalt Anhaltspunkte zur Ermittlung des ganzen Ausmaßes der „Zerstörungen" geliefert.

Zur Ursache des weitgehenden Verfalls schreibt der Berichterstatter: „Die überwiegende Mehrzahl der gebrechlichen Häuser auf dem Lande geht infolge einer geradezu erschreckenden Nachlässigkeit, Kurzsichtigkeit, eines Vandalismus und oft auch infolge einer grenzenlosen Dummheit ihrer Besitzer zugrunde".

Nach dem polnischen Bericht müssen in Südostpreußen rund 40 v. H. aller z. Zt. noch vorhandenen Gebäude auf dem Lande vordringlich instandgesetzt werden. Die derzeitigen polnischen Bewohner dieser Gehöfte begnügten sich damit, „nur irgendwie wohnen, in diesem oder vielleicht noch im nächsten Jahr irgendwie unterschlüpfen" zu können. „Nur heute, nur gegenwärtig, und dann mag die Sintflut kommen!" Wegen einer solchen Einstellung vieler polnischer Bauern gingen Häuser zugrunde, die „noch vielen Generationen hätten dienen können".

In dem Bericht wird darauf hingewiesen, daß zahlreiche polnische Bauern in Südostpreußen die Gebäude pfleglich behandeln. Aus dem „Glos Olsztynski"-Bericht geht hervor, daß unter der bäuerlichen Bevölkerung in Südostpreußen weithin das Gefühl der Vorläufigkeit verbreitet ist, weshalb auch gefordert wird, die Eigentumsverhältnisse in der Landwirtschaft „endgültig" zu regeln, womit einer der „wichtigsten" Gründe für das Gefühl der Vorläufigkeit beseitigt würde.

Der polnische Berichterstatter schreibt abschließend, seine Reise durch Südostpreußen habe ihn über einen „Häuser-Friedhof" geführt. Zunächst habe er dann einen „Offenen Brief" an alle diejenigen schreiben wollen, die dieser „Zerstörung" hätten Einhalt gebieten können. Er habe jedoch auf diesen Protestbrief verzichtet, da nun sein Bericht „Bitte und Protest" zugleich sein solle.



Unvergeßliche Heimat *Eingebettet in einen Kranz von Seen und Wäldern, liegt das idyllische Städtchen Nikolaiken vor uns, von dessen Brücke aus die Fremden einst den sagenhaften „Stinthengst" mit seinem goldenen Krönlein in den Fluten des Spirdingsees bewundern konnten.* Foto Löhrich

Im Westen ohne Echo geblieben

Künftig Beschränkung der Propagandatätigkeit auf „befreundete Länder"

Mit reichlicher Verspätung hat jetzt die „Polityka" zu Äußerungen des Direktors des in Posen etablierten „West-Institutes", Prof. Labuda, Stellung genommen, über die es in Polen fast zwei Monate lang nur eine einzige unwiderlegte Presse-Darstellung gegeben hatte, eine Darstellung allerdings, die durchaus geeignet war, die gesamte von diesem „Institut" vor allem in westlichen Ländern betriebene deutschfeindliche Propaganda in einer für polnische Ohren unerwünschten Weise als völligen Nonsens hinzustellen.

Bereits am 20. Dezember vergangenen Jahres hatte das Blatt „Kierunki" einen Bericht über die Rede Prof. Labudas veröffentlicht, aus dem herauszulesen war, daß man mangels fühlbarer Erfolge künftig auf Publikationen zur Verteidigung der Oder-Neiße in westlichen Sprachen verzichten wolle. Prof. Labuda — so stand in der aufsehenerregenden polnischen Veröffentlichung zu lesen — habe es als wichtigste Aufgabe des Instituts bezeichnet, die „Ansichten" über die deutschen Ostgebiete vor allem „in den mit Polen befreundeten Ländern des sozialistischen Lagers" zu „koordinieren", während auf eine Aufklärungs- und Koordinierungsaktion im „kapitalistischen Westen" kein Wert gelegt werde.

Hieraus ergäbe sich für die Direktion die Notwendigkeit, Publikationen über die deutschen Ostgebiete vor allem in russischer Sprache herauszubringen, während Übersetzungen in englischer oder französischer Sprache keinerlei Bedeutung mehr besäßen.

Südostpreußen „wartet auf Ansiedler"

Viele leerstehende Bauernhöfe befinden sich in Südostpreußen und „warten auf Ansiedler", berichtet das Organ der regionalen und örtlichen Nationalräte, „Rada Narodowa". Dem Bericht zufolge handelt es sich allein in den Landkreisen Ortelsburg, Mohrungen, Heilsberg und Rastenburg um insgesamt 255 Wirtschaften, die sofort übernommen werden können. Im einzelnen befinden sich im Landkreis Ortelsburg ca. 80 „freie" Wirtschaften, im Landkreis Mohrungen 70 Wirtschaften, im Landkreis Rastenburg 61 Wirtschaften und im Landkreis Heilsberg 44 landwirtschaftliche Betriebe in einer Größe von je zehn bis zwanzig Hektar Land. Sämtliche 255 unbesetzten Gehöfte sollen schnellstens verkauft werden, wobei der Bodenpreis 4000—8000 Zloty je Hektar beträgt, was als „sehr günstig" bezeichnet wird.

In dem „Rada Narodowa"-Bericht wird darauf hingewiesen, daß allein in einem „mustergültig" aufgebauten Dorf im Landkreis Heilsberg 17 Höfe zur Verfügung stehen. Wie der polnische Berichterstatter bemerkt, hat die Abteilung für Landwirtschaft beim Präsidium des Nationalrates der Wojewodschaft Warschau eine Fahrt nach Südostpreußen zu dem Zweck veranstaltet, die landwirtschaftlichen Grundstücke sowie die Ansiedlungsmöglichkeiten „genau kennenzulernen".

„Befreiung der Westgebiete"

15. Jahrestag soll in Breslau festlich begangen werden

Die polnische Presseagentur PAP teilt mit: „Der Ausschuß für die Veranstaltungen zum 15. Jahrestag der Befreiung der Westgebiete hat das Programm für diese Veranstaltungen, die in den ersten Tagen des Monats Mai in Breslau stattfinden sollen, ausgearbeitet. Hauptereignis wird eine Kundgebung in der Volkshalle sein, an der Vertreter der Partei und der Regierung sowie 500 fünfzehn Jahre alte Pioniere aus der DDR und 500 im Jahre 1945 in Breslau geborene Jungen und Mädchen teilnehmen werden.

Vom 3. bis 5. Mai wird in Breslau der 3. Kongreß der Schriftsteller der Westgebiete stattfinden. Der Gebietsrat der Polnischen Studentenvereinigung beabsichtigt, vom 5. bis 7. Mai ein Festival der Studenten der Westgebiete zu organisieren. Die Organisatoren des Festivals wollen am 8. Mai einen großen Umzug durch die Stadt veranstalten, an dem Delegationen der niederschlesischen Großbetriebe teilnehmen werden."

Tannenberg-Treffen der polnischen Jugend

Ein kürzlich gegründetes Gesamtpolnisches Komitee für die Zusammenarbeit aller Jugendorganisationen hat beschlossen, in enger Übereinstimmung mit der kommunistischen Polnischen Arbeiterpartei zu einem großen Jugendtreffen aufzurufen, das aus Anlaß des 550. Jahrestages der Schlacht bei Tannenberg — in der die vereinigten polnisch-litauischen Heere den Deutschen Orden besiegten — auf den „historischen Schlachtfeldern" in Ostpreußen durchgeführt werden soll.

Das Jugendtreffen soll gleichzeitig die offiziellen Festveranstaltungen aus Anlaß der Tausendjahrfeiern des polnischen Staates einleiten. In einer entsprechenden Entschließung, die außer den Vertretern des „Sozialistischen Jugendverbandes" auch Delegierte der Polnischen Studentenschaft, des Verbandes der Bauernjugend und der Pfadfinderschaft unterzeichneten, heißt es u. a.: „Der Sieg bei Tannenberg stellt ähnlich wie die Vernichtung des Hitlerfaschismus im letzten Weltkrieg eine historische Lehre für den deutschen Militarismus dar. Man muß an diese Lehre umso mehr erinnern, als jetzt — 15 Jahre nach Kriegsende — Zeugen der Wiedergeburt des Militarismus in der Deutschen Bundesrepublik werden, die begleitet wird von Exzessen des Faschismus und Revanchismus."

1,3 Millionen Hektar wurden nicht bestellt

Nach amtlichen Schätzungen sind in Polen und in den polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen infolge der Witterungsverhältnisse etwa 1,3 Millionen Hektar Ackerland im Herbst vergangenen Jahres nicht bestellt worden.

Es handelt sich bei dieser Fläche um 10 Prozent der in den Anbauplänen vorgesehenen Aussaat von Wintergetreide. Im Frühjahr dieses Jahres soll Sommergetreide auf der nicht bestellten Fläche gesät werden, wozu etwa 250 000 Tonnen Saatgut benötigt werden. Diese Mitteilungen machte der polnische Landwirtschaftsminister Jagielski kürzlich auf einer Tagung in Warschau, an der die Vorsitzenden der Präsidien der Nationalräte aller Wojewodschaften, Städte und Landkreise teilnahmen.

Die polnische Binnenfischerei

„Rückgang der Fangerträge katastrophal" — Fehlende Fachkräfte — Nachwuchs wandert ab

Der unbefriedigende Zustand in der Süßwasserfischerei in Polen und den Oder-Neiße-Gebieten scheint sich — trotz mancherlei Umorganisationen usw. kaum verbessert zu haben. Noch am 17. November 1959 schrieb der „Tygodnik Demokratyczny": „Der Rückgang der Fischfangerträge in unseren Flüssen und Seen ist geradezu katastrophal."

Es wurden in Polen und den Oder-Neiße-Gebieten gefangen (laut „Rocznik Statystyczny"):

	1949	1955	1956	1957
insgesamt	14,2	19,6	16,7	13,1
aus Teichen	5,7	9,1	8,7	6,6
aus Seen	7,5	9,4	6,9	5,4
aus Flüssen	1,0	1,1	1,1	1,1

(Angaben jeweils in 1000 Tonnen.)

Für 1958 wurde — lt. „Glos Szczecinski" vom 18. 9. 1958 — eine weitere Verminderung der Erträge erwartet. Im I. Halbjahr 1959 wurden sogar nur 2300 t Süßwasserfische konsumiert! („Tygodnik Demokratyczny"). — Die Binnenfischerei bringt dem Staate beträchtliche Verluste: 1956 erreichten sie die Summe von 36 Millionen Zloty („Glos Szczecinski" s. o.).

Die fachliche Qualifikation der Fischer, besonders in den „Westgebieten", sei unbefriedigend und müsse gehoben werden, bemerkte die „Trybuna Ludu" am 28. 7. 1958. Nach ihrem Bericht gibt es in Polen und den Oder-Neiße-Gebieten 325 000 ha Seen, 66 000 ha eingedeichte Teiche und 930 000 ha Flüsse.

1957 wurden die Zentralverwaltung der Fischerei und die Fischerei-Gruppen (zespoly) aufgelöst und 120 Fischerei-Wirtschaften (mit eigener Rentabilitätsrechnung) und 15 Rayon-Verwaltungen der Fischerei gebildet.

Ende 1959 tauchten neue Pläne auf: Die Binnenfischerei soll nun der Verwaltung des Präsidiums des betreffenden Wojewodschafts-Volksrats unterstellt werden; eventuell soll die Rayon-Fischereiverwaltung auch mit der Staatsgüter-Vereinigung vereint werden, berichtete „Glos Olsztynski" vom 13. 11. 1959.

Die Binnengewässer der „Wojewodschaft" Allenstein machen nach diesem Bericht etwa 24 % aller polnischen Binnengewässer aus. Die Seen, Flüsse und Teiche der „Wojewodschaft" umfassen 122 185 ha oder ca. 6 % von deren Gesamtfläche. Es bestehen in der „Wojewodschaft" 11 Fischerei-Wirtschaften, die der Rayon-Verwaltung für Fischerei in Allenstein unterstehen. Sie bewirtschaften ca. 80 % der Gewässer und fangen mehr als 90 % der Fische. Der Rest entfällt auf Fischer, die im staatlichen Anglerverbande zusammengefaßt sind, sowie auf vereinzelte Bauern-Fischer.

In Lötzen ist die nach 1945 begründete Fischereischule im Jahre 1949 in ein „Fischerei-Technikum" umgewandelt worden, dessen Absolventen jedoch nur in seltenen Ausnahmefällen in die Fischerei gegangen sind. Anfang 1959 sind dieses „Technikum" liquidiert und die Fischerei-Grundschule wieder hergestellt worden.

Auf jeden bei den Fängen unmittelbar beteiligten Fischer sollten etwa 200 ha Seefläche entfallen. In der „Wojewodschaft" Allenstein entfallen „300 ha und mehr" auf einen Fischer. Dabei besitzen 30 % der tätigen Fischer überhaupt keine fachliche Qualifikation, die restlichen 70 % haben sich ihre Kenntnisse allmählich in der praktischen Arbeit erworben. Das Durchschnittsalter der Fischer beträgt „mehr als 50 Jahre". Es gibt wenig Nachwuchs. „Die bisherige Praxis, zufällig sich meldende Personen einzustellen, hat Ergebnisse erbracht, die zu beweinen sind" („Glos Szczecinski").

Schwierigkeiten entstehen auch dadurch, daß die Fischbrut-Aufzuchtteiche bei weitem nicht ausreichen („Glos Olsztynski").

Mit der Erneuerung des schwimmenden Materials ist es schlecht bestellt. Die Werft in Angermünde stellt nur Ruder-Boote her. Mit dem Bau von Motor-Booten wurde eine Zeitlang die Fischerei-Werft in Osterode beschäftigt, jetzt produziert sie Mistbeetfenster. Die von den Deutschen zurückgelassenen Kutter müßten bald aus dem Verkehr gezogen werden („Glos Olsztynski").

In den Seen der „Wojewodschaft" Allenstein wurden gefangen:

1945	96 t	Fische
1946	1100 t	„
vor 1955 jährlich über	5000 t	„
1955	3200 t	„
1957	2000 t	„
1958	2229 t	„

Quellen: „Glos Olsztynski" vom 13. Nov. 1959, „Trybuna Ludu" vom 12. 11. 1959 und „Glos Olsztynski" vom 18. 2. 1959.

In der „Wojewodschaft" Stettin bestehen (seit 1957) 5 Fischerei-Wirtschaften (Pelczyce — Bernstein/Krs. Mützelburg, Lipiany — Lippehne, Wierzchlad — Verchland/Kreis Pyritz, Insko — Nörenberg und Wollin). Sie waren der Rayon-Fischereigruppe in Stettin unterstellt, die am 1. 7. 1958 umgestaltet wurde in die Rayonverwaltung der Fischerei, die ihrerseits dem Landwirtschaftsministerium unterstellt ist. In der „Wojewodschaft" Stettin befinden sich 619 Seen mit einer Fläche von insgesamt 27 112 ha. Gegenwärtig werden hier „bestenfalls" 20 bis 24 kg Fische je ha Wasserfläche gefangen. Die Fänge sanken von 1954: 775 014 kg auf 1957: 384 622 kg.

Die Bewirtschaftung der Seen in der „Wojewodschaft" Stettin erbrachte dem polnischen Staate im Jahre 1957 einen Verlust von ca. 1,5 Mill. Zloty („Glos Szczecinski".

In der „Wojewodschaft" Köslin werden von den Fischteichen mit einer Gesamtfläche von 500 ha nur 200 ha genutzt („Glos Koszalinski" v. 27. 8. 1959).

Wie verhunzt man ein Schloß?

Die Antwort gab Radio Danzig — Schloß Steinort in Ostpreußen heute

Zwei Reporter von Radio Danzig fuhren in den Kreis Elbing, wo sie das Schloß Groß-Steinort aufsuchten. Sie meldeten ihren Hörern: „Wir hatten den Auftrag, nach den in diesem Schloß vorhandenen Kunstwerken zu sehen und über den Allgemeinzustand zu berichten. Jetzt sind wir aber gezwungen, unseren Auftrag selbständig abzuändern. Wir werden nun Auskunft auf die Frage geben, wie man ein riesiges Schloß verhunzt".

Es fehlt uns hier am Platz, um die Reportage in aller Wörtlichkeit zu zitieren (die Sendung lief 30 Minuten). Wir haben daher die von den Reportern genannten Fakten herausgezogen und sie zusammengefaßt. Ihre Antwort, wie man ein solches Gebäude verwirtschaft, lautet:

1. Man respektiert nicht, daß es sich um einen historischen Bau mit Kunstwerken handelt;

2. demzufolge unterstellt man das Schloß nicht dem Amt für Denkmalspflege oder der Administrative, sondern übereignet es einem Staatsgut zur freien Benutzung;

3. im vorliegenden Falle habe die Gutsdirektion verständlicherweise keine Verwendung für den Riesenbau mit seinen mehr als 60 Zimmern gehabt;

4. hinzu kommt, daß das Gut unrentabel wirtschaftet und Jahr für Jahr eine größere Schuldenlast angesammelt habe;

5. so sei es von Beginn an dem Staatsbetrieb unmöglich gewesen, bereits vorhandene oder in der Zwischenzeit eingetretene Schäden zu beseitigen;

6. das wiederum habe die Gutsarbeiter und Einwohner in der Meinung bestärkt, sei der Staat ohne Interesse, so könne man sich an dem Gebäude schadlos halten;

7. zwar sei die Periode der Ausplünderung nicht lange gewesen, aber sie habe genügt, um Tür und Tor für den endgültigen Verfall zu öffnen;

8. dem Verbot der weiteren Ausplünderung hätte zumindest eine einzige Anstrengung folgen müssen: das durch Abdecken und Windschäden defekt gewordene Dach abzusichern; das sei aber nicht geschehen;

9. zur Zeit erlebe das Schloß den vierten Winter ohne reguläre Bedachung, so daß Schnee und Regen ungehindert Einlaß fänden;

10. um das Gebäude endgültig zu vernichten, brauche man nur weiter zusehen, wie Stockwerk für Stockwerk und Zimmer für Zimmer feucht werde und wie die Wände einzustürzen begännen.

Wörtlich hieß es dann in der Sendung weiter: „Ein Rundgang durch das Schloß ist grauenhaft. Teile des Inventars liegen zerschlagen herum, und an den Fenstern sieht man die Spuren gewaltsamen Herausbrechens der Holzteile. Dutzende Zimmer haben keine Türen mehr. Im Amt für Denkmalspflege hatte man uns gesagt, in Steinort könnten wir schöne Wandmalereien bewundern. Man frage uns nicht, was davon noch vorhanden ist! Es ist fraglich, ob Restaurateure jemals wieder den früheren Zustand herstellen können. Als wir in Danzig davon berichteten, schüttelte man nur traurig die Köpfe. Initiative wurde aber nicht ergriffen. Die Beamten hefteten lediglich an die Akte „Schloß Groß-Steinort" einen Zettel. Und darauf stand nur ein Wort: „Devastiert". Da es an Geld fehlt, wird dies wohl das endgültige Todesurteil für das Gebäude sein.

In Groß-Steinort haben wir eine Gutsverwaltung angetroffen, die zwar guten Willens ist, aber gar nicht weiß, welches Kleinod sie zur Verwaltung übertragen bekommen hat. Sie glaubt fälschlicherweise, es handle sich um einen deutschen Junkersitz, dessen Verfall nicht so wichtig sei . . . Lediglich im Erdgeschoß verwendet das Staatsgut einige Räume zu Lagerzwecken, für ein Büro und für die Unterkunft von einigen Repatrianten-Familien. Nach oben zu ist alles verrammelt — vor dem, was in den oberen Stockwerken und am Dach passiert, da werden die Augen geschlossen.

Wir aber stellten fest, daß die Schäden am Dach so umfangreich geworden sind, daß der erste große Frühjahrssturm das Dach wohl gänzlich abdecken wird. Was dann? Wer will diese Ungeheuerlichkeiten weiter verantworten? Es ist doch nicht damit getan, daß wir in der Großstadt Danzig die historischen Gebäude restaurieren und dafür unersetzliche Bauwerke auf dem Lande verfallen lassen . . , Oder wollen wir uns von den Deutschen nachsagen lassen, wir seien die Nachfolger der Vandalen geworden . . .

Es muß gesagt werden, daß diese Reportage eine der schärfsten Anklagen von polnischer Seite gegen die eigene Verwaltung und gegen die eigenen Zustände darstellt. Die Zustände, daß ist gewiß, müssen sehr schlimm sein, wenn man zu solch offenen und harten Worten greift. Radio Danzig aber bestätigte letzten Endes nur das, was die deutschen Heimatvertriebenen seit langem wissen und erklärten — was aber von offiziellen Stellen in Ostdeutschland und Polen immer wieder abgeleugnet wird.

Brombergs berühmte Speicher in Schutt und Asche

Durch ein Großfeuer wurden zwei der berühmten jahrhundertealten Fachwerk-Speicher am Bromberger Brahe-Ufer in Schutt und Asche gelegt, die restlichen Speicher zum Teil stark beschädigt. In den Speichern waren zahlreiche Handelsgüter gelagert. Der Schaden wird polnischerseits auf 10 Millionen Zloty beziffert.

Über die Brandursache wurde bisher nichts verlautbart, jedoch deuteten Mitglieder einer zur Ermittlung der Ursache gegründeten Kommission an, daß „vorsätzliche Brandstiftung nicht ausgeschlossen" sei.

In diesem Zusammenhang ist eine Verlautbarung des Polnischen Rundfunks über die Zunahme der Brände im ganzen Lande von Interesse. Die Bilanz des Jahres 1959 stellt sich wie folgt: 24 157 Brände (6 250 mehr als im Jahre 1958), 23 357 ganz oder teilweise eingeäscherte Gebäude (1958 — 15 075) und 630 Millionen Zloty Sachschaden (gegenüber 430 Millionen Zloty 1958). Jeder zweite Brand wurde durch Unvorsichtigkeit und Leichtsinn von Kindern oder Erwachsenen ausgelöst.

„Verpflichtende Jugendaufgabe"

Oder-Neiße-Gesellschaft tagte in Allenstein — Kader-Frage an erster Stelle

Auf der Jahrestagung der polnischen „Gesellschaft zur Entwicklung der Westgebiete" bezeichnete der stellvertretende Vorsitzende des Obersten Rats dieser Gesellschaft, der Sejm-Abgeordnete Izydorczyk, kürzlich in Allenstein die Verbände der Heimatvertriebenen in der Bundesrepublik und den „westdeutschen Militarismus" als eine „Gefahr für den Weltfrieden". Die polnische Gesellschaft fühle sich in besonderem Maße berufen, „die Welt vor der Gefahr des westdeutschen Revisionismus zu warnen". Sie werde so lange ihre Stimme der „wachsamen Warnung" erheben, bis der „Geist des Preußentums und des faschistischen Rassenwahns" in der Bundesrepublik „restlos ausgemerzt" sei.

Zu den Problemen in den Oder-Neiße-Gebieten übergehend, führte Izydorczyk insbesondere aus, der dort bereits früher ansässigen, bodenständigen Bevölkerung werde z. Zt. im Rahmen der „politisch-gesellschaftlichen" Tätigkeit der Gesellschaft „große Bedeutung" beigemessen. Als ein „Schlüsselproblem" der gesamten Entwicklung in den Oder-Neiße-Gebieten bezeichnete Izydorczyk schließlich die „Kader-Frage", die Frage der beruflichen Fähigkeiten und Kenntnisse der Arbeiter und Angestellten und nicht zuletzt das Problem ihres politisch-moralischen Niveaus.

Auf das „Problem der Kader" in den Oder-Neiße-Gebieten, vor allem auf den Mangel an qualifizierten Arbeitern, Angestellten, Ingenieuren usw., hat auf derselben Tagung auch das Vorstandsmitglied der prokommunistischen katholischen Vereinigung „PAX", Zbigniew Czajkowski, hingewiesen. Er führte hierzu u. a. aus, die polnische Oder-Neiße-Gesellschaft müsse sich intensiver mit der Frage beschäftigen, wie die polnische Jugend — insbesondere junge Ärzte, Ingenieure, Techniker, Lehrer und Landwirte — für die Arbeit in den „Westgebieten" gewonnen werden könnten, wo es noch „viele unbesetzte Stellen und Arbeitsplätze" sowohl in der Industrie als auch in der Landwirtschaft sowie in anderen Berufen gebe. Wörtlich erklärte Czajkowski: „Es besteht eine große patriotische Aufgabe, insbesondere für die junge Generation. Die Jugend steht vor der hinreißenden, erhebenden, aber auch verpflichtenden Aufgabe, durch die Gewalt des Enthusiasmus, der sich auf Wissen und Arbeit stützt, die jahrhundertelange Abwesenheit der Polen aus den Piasten-Ländern (Oder-Neiße-Gebieten) auszugleichen. Der polnische Staat, in dem die junge Generation leben wird, wird deshalb mächtiger und lebensfähiger im Verhältnis zu dem Polen, in dem die erwachsene Generation aufgewachsen ist, weil er in seinen Grenzen die westlichen Piasten-Länder enthält. Die „oberste" Aufgabe der jungen Generation charakterisierte Czajkowski folgendermaßen: Es gehe um die „volle Umwandlung der wirtschaftlichen und kulturellen Möglichkeit, die in den Westgebieten ruhen, in einen Faktor der Wirklichkeit unseres Staates". Damit gab der polnische Funktionär zu, daß die deutschen Ostgebiete bei weitem nicht genutzt werden.

Den Tatbestand, daß die polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen weithin noch unterbesiedelt sind, umschrieb Czajkowski mit den folgenden gewundenen Ausführungen: „In manchen Gegenden der Westgebiete gibt es Orte, wo eine größere Bevölkerungsdichte in der Landwirtschaft bessere wirtschaftliche Ergebnisse zeitigen würde." Es müsse demzufolge die Aufgabe der „Gesellschaft zur Entwicklung der Westgebiete" sein, geeignete Ansiedlungsgebiete im „Westen" ausfindig zu machen und den polnischen Ansiedlern Rechtsschutz und ständige Hilfe zu gewähren und ihnen das Zusammenleben mit den dort bereits wohnhaften älteren Siedlern zu erleichtern. Diese Aufgabe werde im Zuge einer fortschreitenden Sozialisierung des bäuerlichen landwirtschaftlichen Besitzes noch dringlicher.

PRESSESPIEGEL

Deutscher Schutz nicht gefragt

„Nicht nur in Italien, auch in der Schweiz ist ein Satz des Bundeskanzlers Adenauer stark beachtet worden, den dieser anläßlich seines Gesprächs mit Papst Johannes XXIII. verbrochen hat. Dieser Satz lautete: „Ich glaube, daß Gott dem deutschen Volk in diesen stürmischen Zeitläufen eine besondere Aufgabe gegeben hat: Hüter zu sein für den Westen gegen jene mächtigen Einflüsse von Osten, die auf unser Land einwirken."

Ein früherer deutscher Kanzler pflegte sich für die besondere Aufgabe, die dem deutschen Volk zur Lösung aufgegeben worden seien, jeweils auf die Vorsehung zu berufen. Daß es nun Gott in Person sein soll, dessen Absichten dem deutschen Regierungschef wiederum so genau bekannt sind, macht die Sache nicht besser, sondern schlimmer. Vor allem auch deshalb, weil die Folgen des deutschen Wahnes, das Abendland ‚vor dem Osten' beschützen zu müssen, bereits so verheerend sind, daß auch die Hälfte Deutschlands verlorenging. Darum besteht in Europa nicht die geringste Neigung mehr, sich unter den unerbetenen deutschen Schutz zu begeben, auf daß nicht auch der Rest bachab geht. Dieser Meinung war offenbar auch der Vatikan. Denn im Organ des Vatikans, dem ‚Osservatore Romano', wurde Adenauers Entgleisung unterschlagen. Und die Redaktoren des Blattes erklärten, der Wortlaut des Berichtes über Adenauers Ansprache sei ihnen vom vatikanischen Staatssekretariat vorgeschrieben worden!"

Die „TAT", Zürich

„Störenfried der Entspannung"

„Auf internationaler Ebene wird Bonn zum Störenfried der von Ost und West angestrebten Verhandlungen, um aus dem Gleichgewicht des Schreckens der modernen Vernichtungswaffen heraus zu kommen, denn diese Waffen erlauben keine Fortsetzung der Politik durch den Krieg. Dieser neuen Lage steht Bonn in absoluter Hilflosigkeit gegenüber. Man hat dort jeden rechtzeitigen Kurswechsel verpaßt und fühlt nun unbestimmt, daß sich über dieser zur Hauptstadt aufgeplusterten Kleinstadt ein weltgeschichtliches Gewitter zusammenzubrauen beginnt. Daher die verzweifelten Versuche Bonns, in dieser sich mit rasender Geschwindigkeit verändernden Welt in Deutschland und Berlin alles beim alten zu lassen, und das in einer Welt, die zu einem siedenden Kessel geworden ist, in der sich Neues zu formen sucht und in der neue geistige Grundlagen und Wege gefunden werden müssen."

„NEUE POLITIK", Hamburg

Totale Mobilmachung

„Noch sind die Schrecken der Flucht bei Millionen deutscher Menschen nicht vergessen, da taucht in den Plänen des CDU-Heye erneut die Forderung nach Evakuierung ganzer Bevölkerungsteile aus Westdeutschland auf. Die Härten ziviler Dienstverpflichtungen sind unvergessen, und schon berät das Bundeskabinett ein Gesetz über zivilen Notdienst, der nicht nur im Verteidigungsfall, sondern sogar schon in Zeiten großer internationaler Spannungen praktiziert werden kann und zu dem auch Frauen einberufen werden sollen. Anscheinend wird eine Mobilisierung des gesamten deutschen Volkes vorbereitet, um für den Krieg gerüstet zu sein. Wenn es noch eines Hinweises bedurfte, mit welchen Planungen sich unsere Bundesregierung beschäftigt: Hier ist er gegeben! Wird es jetzt nicht höchste Zeit, zur Wachsamkeit aufzurufen?"

„WESTDEUTSCHES TAGEBLATT", Dortmund

Durch „Notstand" nicht zu rechtfertigen

„Unmöglich kann ein Anhänger des Rechtsstaates sich schwerer Besorgnisse erwehren, wenn er liest, was in dem Entwurf über die Verhaftungen ohne baldige richterliche Prüfung gesagt wird. Jeder Besonnene weiß, daß es in Zeiten der Wirren nicht möglich ist, vierundzwanzig Stunden nach einer Verhaftung einen Richter entscheiden zu lassen, ob sie aufrechterhalten werden kann. Aber daß gar keine Frist gesetzt ist, daß Willkür und Rechtlosigkeit unbegrenzt andauern könnten, das ist ein schwer erträglicher Gedanke und im übrigen durch den Notstand nicht mehr zu rechtfertigen."

„DIE WELT", Hamburg

Nein zu allen Entspannungsversuchen

„Bonns Beitrag zur Entspannung besteht seit Jahren nur aus einer Kette von Ablehnungen: Nein zu allen Konföderationsplänen, Nein zum Verzicht auf Atomrüstung und Handlungsfreiheit, Nein zu allen Schritten, die der Wiedervereinigung hätten dienen können."

Prof. Dr. W. HAGEMANN

Ostpreussen-Warte
DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10, Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032, Postscheckkonto Hannover 126 725, J. Guttenberger, Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe, Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung, Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. In Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22, Tel.: 37 68, Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

MEHLSACK / *Bildnis einer ostpreußischen Kleinstadt*

Stadtrechte aufgehoben / Keine Spur von Wiederaufbau / Wald wächst über die Ruinen

„Auch tiefer Schnee kann die Trostlosigkeit nicht verbergen, die heute in Mehlsack herrscht." Mit diesen Worten beginnen die Schilderungen einer Ostpreußin, die von den polnischen Behörden die Genehmigung zur Einreise in ihre Heimat erhalten hatte. Wir haben diese Landsmännin nach ihren Eindrükken gefragt. Vor allem interessierte uns das Schicksal der früheren Kleinstadt Mehlsack im Landkreis Braunsberg.

Mehlsack gehört mit zu den Kleinstädten in Ostdeutschland, die am schwersten unter der polnischen Verwaltung gelitten haben. Nicht genug, daß der Krieg auch Mehlsack nicht verschont hat — den Todesstoß versetzte erst die polnische Behördenpraxis dem Städtchen. Entgegen allen Vernunftgründen wurden nämlich Mehlsack die Stadtrechte aberkannt! Die Folgen dieser Maßnahme waren, wie wir noch im einzelnen sehen werden, fürchterlich. Wie aber konnte es überhaupt zu dieser sinnlosen Anordnung kommen?

Nach dem Kriege zeigte sich, daß auch in Mehlsack nicht genügend Polen angesiedelt werden konnten. Ja, die Siedlungskommissionen hatten es hier noch schwerer als anderswo. Wer wollte schon in eine stark kriegsbeschädigte Stadt ziehen? Andererseits erforderte es die Funktion als Stadt, daß die Behörden etwas für den Wiederaufbau tun. Zumindest mußte mit den Aufräumungsarbeiten begonnen werden. Dazu aber fehlten, wie gesagt, die Menschen. Um sich nun der lästigen Aufbauverpflichtung zu entziehen, kamen die kommunistischen Funktionäre auf eine einfache Idee: ist Mehlsack keine Stadt mehr, so brauchen wir nichts mehr für den Aufbau zu tun. Damals bestand in diesem Teil Ostpreußens die Anweisung, vordringlich die Städte zu enttrümmern und mit der Reparatur beschädigter Gebäude zu beginnen. Um die Dörfer bekümmerte sich seinerzeit noch niemand. Es lag also auf der Hand: nahm man Mehlsack die Stadtrechte, so wurde es zum Dorf degradiert — und damit war man aller Aufbausorgen ledig.

Daß dieser Streich gelang, wurde Mehlsack zum Verhängnis. Bis heute hat es darunter zu leiden — denn immer noch ist diese einstige Kleinstadt weiter nichts als eine Dorfgemeinde für die polnische Verwaltung. Mit gegenwärtig nur 1450 Einwohnern verlor Mehlsack mehr als ein Drittel seiner Bevölkerungszahl! Fast alle städtischen Einrichtungen sind verschwunden. In der Kleinstadt herrschen ausgesprochen dörfliche Verhältnisse. Sehen wir uns einmal nach dem Bericht der Reisen in Mehlsack heute um.

„Ich habe noch die Kriegszerstörungen in Mehlsack erlebt", sagte uns die Reisende. „Ich weiß also, was damals zerstört worden ist und was nicht. Als ich jetzt durch die Stadt ging, kam es mir so vor, als ob inzwischen noch einmal Krieg gewesen wäre! Gebäude und Anlagen, die nach Kriegsende noch in Ordnung waren, sind verschwunden." Was war geschehen? Auch in Mehlsack hatten die Abbruch-Spezialisten ein lohnendes Objekt gefunden. Sie rissen nieder, was unbewohnt war — und leider waren sehr viele Häuser unter der polnischen Verwaltung unbewohnt!

Unversehrt gebliebene Häuser findet man heute in Mehlsack im wesentlichen nur noch im Bahnhofsviertel. Alles übrige ist bis auf vereinzelte und einsame Gebäude inmitten von abgeräumten Flächen und Trümmerbezirken verschwunden! Dem Wiederaufbau der kleinen Brücke über die Walsch stehen unzählige Abrisse heiler oder nur leicht beschädigter Häuser gegenüber. Zeugen dafür, daß hier einstmals eine arbeitsame Stadt gewesen ist, sind nur noch die Gotteshäuser.

Wie aber sieht die evangelische Kirche heute aus! Das Gotteshaus war unversehrt durch Krieg und Plünderung in die Hände der polnischen Verwaltung übergegangen. Man tat aber nichts, um die Kirche vor den nun einsetzenden Plünderungen der ersten polnischen Einwohner zu schützen. Im Laufe der Zeit wurde immer mehr demontiert: zuerst verschwanden die Glocken; dann montierte man die kostbaren Fenster ab; danach holte man alles, was brennbar, aus dem Gotteshaus. Ob Gestühl, Verkleidungen oder Fensterkreuze — alles wurde mitgenommen. Die polnischen Behörden rührten keinen Finger, um diese am hellen Tage durchgeführten Diebstähle zu verhindern. Heute ist die protestantische Mehlsacker Kirche eine wüste Ruine, die sogar schon eine Gefährdung für die Allgemeinheit darstellt. Immer wieder fallen Steine aus dem Mauerwerk und werden neue Teile des Daches abgedeckt. Und jetzt zum ersten Mal ist die polnische Verwaltung aktiv geworden, sie prüft die Frage, wie Radio Danzig kürzlich meldete, ob das Gotteshaus abgerissen oder gesprengt werden soll . . . !

Ein besseres Schicksal hatte die Mehlsacker katholische Kirche. Auch dieses Gotteshaus blieb erhalten. Da den Polen infolge der geringen Bevölkerung ein Gotteshaus begnügte, übernahmen sie nur die katholische Pfarrkirche. An Schäden gab es hier Brände in den Sakristeien, deren Folgen aber bald beseitigt wurden. Die Behörden verhinderten, daß nach einer kurzen Plünderung, wobei vor allem die Altäre in Mitleidenschaft gezogen wurden, weiteres gestohlen werden konnte. Polnische Geistliche übernahmen das Gotteshaus und begannen mit seiner Renovierung. Dach und Fenster wurden in Ordnung gebracht. Danach beseitigte man kleinere Witterungsschäden an den Malereien. Auch Uhr und Orgel wurden repariert. Einige Jahre nach Kriegsende fand dann wieder der erste Gottesdienst statt (es war wohl 1951).

Wenden wir uns nun der katholischen Jakobikirche und anderen kirchlichen Bauten zu. St. Jakobi ist ebenfalls unversehrt geblieben. Dort gab es so gut wie keine Schäden, so daß dort bereits ein Jahr nach Kriegsende mit den ersten Gottesdiensten begonnen werden konnte. Die Geistlichen kommen dazu aus dem Missionshaus von St. Adalbert, das sich auf dem westlichen Ufer der Walsch befindet. In diesem Missionshaus besteht auch heute wieder ein katholisches Priesterseminar. Auch St. Adalbert mit seiner Kirche ist völlig unversehrt geblieben, was den dort wohnenden Missionaren zu verdanken ist Was ist sonst von den kirchlichen Bauten zu sagen? Die Erzpriesterei ist eine wüste Brandruine. Das evangelische Pfarrhaus steht leer und befindet sich im Verfall. Ruinen sind ebenfalls die Pfarrwirtschaftsgebäude am Rande der Stadt. Dort sind vor allem durch einschlagende Granaten schwere Schäden entstanden. Alles in allem aber sind die erhalten gebliebenen Kirchen das einzige äußere Zeichen dafür, daß diese Ortschaft einmal eine Stadt war und nicht wie heute ein armseliges Dorf!

Wenden wir uns den erhalten gebliebenen Teilen Mehlsacks zu. Da ist einmal das Bahnhofsviertel. Der Bahnhof selbst war auch ausgebrannt. Mehr als zehn Jahre dauerte es, bis man mit dem Wiederaufbau begann. Auch heute sind diese Arbeiten noch nicht beendet! Der Zugverkehr von Allenstein über Mehlsack nach Braunsberg ist sehr gering. Und oft halten die Züge in dem „Dorf" Mehlsack nicht mehr. Nichts geworden ist es auch mit dem vor drei Jahren veröffentlichten Plan, von Mehlsack eine Bahnlinie nach Landsberg zu führen. Daß die Eisenbahnbrücke über die Walsch erneuert wurde (wir meinen die Brücke der Hauptlinie), geht sogar auf eine direkte sowjetische Anweisung zurück. Polnischerseits konnte man sich anfangs gar nicht mit diesem Gedanken befreunden. Die Brücke war 1945 gesprengt worden. Die kleinere Brücke über die Walsch dagegen besteht nicht mehr, da die entsprechende Linie nicht mehr existiert. Auch kann man nicht mehr mit der Kleinbahn von Mehlsack über Heilsberg nach Landsberg und weiter nach Zinten fahren.

In der Bahnhofstraße und in der Umgebung der St. Jakobi-Kirche finden wir etwas vom heutigen Leben Mehlsacks. Eine Reparaturwerkstatt für landwirtschaftliche Fahrzeuge befindet sich zusammen mit einer sogenannten Maschinen- und Traktoren-Ausleihstation in der Bahnhofstraße. Die dort beschäftigten Arbeiter wohnen vornehmlich in den in diesem Viertel erhalten gebliebenen Häusern. Die neuen Siedlungen sind ebenfalls glimpflich davongekommen. Dort wohnen heute Beamte der „Dorf"-Verwaltung, Funktionäre und Bahnbeamte. In der Zintener Straße, wo sich auch noch eine Reihe heiler Gebäude befindet, trifft man eine Agrarverwaltung an. Es handelt sich um eine Braunsberger Filiale, die für den mittleren Kreisteil zuständig ist.

An den Kopf faßt man sich auch, wenn uns die Landsmännin berichtet: „Ich freute mich, als ich sah, daß wenigstens das Krankenhaus und die Jugendherberge erhalten geblieben sind. Aber was mußte ich erleben? Die Jugendherberge steht leer und sieht innen schon übel aus. Man hat viel daraus gestohlen und herausgebrochen. Man zeigte mir später Zeitungsberichte, in denen gefordert war, die Herberge als Hotel umzubauen und so Touristenverkehr nach Mehlsack zu ziehen.

Geschehen ist das aber bis zu diesem Winter nicht! Und nun zum Krankenhaus. Dort trifft man fast auf dasselbe Bild — wenn nicht noch schlimmer. Das große Gebäude steht ebenfalls unbenutzt und ausgeplündert da! In vier Räumen wohnen einige Polen, die keine andere Unterkunft gefunden haben oder finden wollten. Sie ‚arbeiten' im Krankenhaus — indem sie immer neue Teile daraus entfernen und verkaufen. Sonst wird kein Raum des Krankenhauses benutzt. Es versteht sich von selbst, daß das Inventar natürlich längst verschwunden ist. Ihr könnt Euch ja selbst vorstellen, wie solch ein Riesenhaus mit sechs Dutzend Räumen aussieht, wenn nichts daran getan wird, sondern wenn man immer noch wieder neue Teile davon herausbricht". Dieses Verhalten der polnischen Verwaltung ist um so unverständlicher, als in diesem Bezirk ein Krankenhaus dringend benötigt würde. Die drei Krankenhäuser von Wormditt existieren heute alle nicht mehr, und die Ärzte wissen nicht mit schwerkranken Patienten wohin. Auch dieses Beispiel zeigt auf, daß die Polen einfach unfähig sind, die deutschen kommunalen Einrichtungen zu übernehmen und in Ordnung zu halten.

Was steht sonst noch von Mehlsack? Da ist einmal die Berufsschule, die auch heute wieder als Schule benutzt wird. Weiter gibt es einige erhaltene Gebäude am östlichen Stadtrand. So die sogenannte Heilsberger Vorstadt, in der heute Landarbeiter von umliegenden Staatsgütern wohnen. Weiter die An- und Verkaufsgenossenschaft (dient dem alten Zweck), Anhuth und Kohlhaas.

Schaurig ist es aber, wenn man durch die Trümmerflächen oder eben gewordenen Flächen geht. Mitten aus diesem Viertel erhebt sich das katholische Gotteshaus. Und ganz fremd ist folgender Anblick: auf den vielen auch 1960 nicht abgeräumten Trümmerflächen wachsen Bäume! Sie sind jetzt bereits 15 Jahre alt und dementsprechend groß. Die Enttrümmerung wird dadurch natürlich immer schwieriger. Heute muß man erst ganze Trümmerviertel mit Bäumen und Buschwerk roden, bevor man überhaupt an den Schutt und die Ruinenreste herankommt. Jetzt im Winter bieten diese von Bäumen bestandenen Trümmerflächen einen sehr seltsamen Anblick.

Vergeblich hält man auch nach Neubauten Ausschau. Man sucht leider in Mehlsack vergebens danach! Ja, man schafft noch nicht einmal die dringendsten Reparaturen. Obwohl die Stadt doch nun wirklich genug Häuser durch den Krieg und den sinnlosen Abbruch verloren hat, rührt sich keine Hand, um Schäden an heilen Häusern auszubessern. So kommt es, daß noch heute Häuser aufgegeben werden müssen, weil niemand einen Auftrag zur Renovierung erteilt. Die Polen warten buchstäblich so lange, bis ihnen das Dach oder die Mauern auf den Kopf zu stürzen drohen — dann ziehen sie aus. Meistens gehen sie nach Polen zurück.

Mancher vertriebene Mehlsacker wird auch fragen, was aus dem berühmten Gestüt Romanowski in seiner Heimatstadt geworden ist. Nun, dieses Kaltblutgestüt besteht ebenfalls nicht mehr. Heute steht auf diesem Grundstück nur noch das Wohnhaus — ebenfalls in keinem sehr guten Zustande. Geht man weiter, so stößt man sogleich auf die Reste der Stallbauten. Die Polen haben sich nie um sie gekümmert — es sei denn zum Abbruch. Die traurigen Überbleibsel sind jetzt eingefallen. Früher aber hatte dieses Gestüt mit mehr als hundert Pferden und Fohlen einmal einen sehr guten Ruf in Ostdeutschland!

Wenden wir uns zum Schluß dem Schloß in Mehlsack zu. Dieses Gebäude war nach der polnischen Verwaltungsübernahme ebenfalls unversehrt, wenn man von den Plünderungen absehen will. Nun aber begann bald ein höllisches Treiben: Polen über Polen erschienen, um Dachziegel und Holzteile herauszuschleppen. Man war im „besten" Abbruch, als endlich ein Stoppbefehl von dem Amt für Denkmalspflege eintraf. Wenigstens einmal hatte sich ein polnischer Gemeindebeamter zu einer Anzeige aufgeschwungen. Leider waren aber schon schwere Schäden eingetreten. Seit dem Herbst 1958 aber ist man mit der Reparatur beschäftigt. Das genannte Amt hat verfügt, das Mehlsacker Schloß bleibe erhalten und werde völlig wiederhergestellt. Auch die dazu erforderlichen Mittel ständen zur Verfügung. So wollen wir wenigstens mit diesem einen tröstlichen Hinweis unseren Bericht über diese Kleinstadt beschließen, die die Polen zum Dorf machten.

Kanadisches Getreide für Polen

Die polnische Regierung hat in Kanada 100 000 Tonnen Weizen und 15 000 Tonnen Gerste angekauft, berichtet „Glos Pracy". Die kanadische Getreidelieferung an die Volksrepublik Polen belaufe sich wertmäßig auf 17 Millionen kanadische Dollars.

Gleichzeitig behauptet die „Trybuna Ludu", in Ostpreußen hätten die Individualbauern die Hektarerträge an Getreide gegenüber dem Vorjahre um rd. 4 dz steigern können. Auf diese Weise seien im Ermland und in Masuren 14 000 Tonnn Getreide mehr produziert worden als im Jahre 1958. Auch die Staatsgüter hätten hier eine höhere Ernte erzielt. Aus Ostpommern berichtet das polnische Parteiorgan, hier habe sich — außer bei Sommergetreide und bei Hülsenfrüchten — die diesjährige Ernte auf dem Stande des Vorjahres gehalten. Sodann beklagt die „Trybuna Ludu" die sogenannte „schwache Realisierung der Pflichtablieferungen".

Fehlinvestitionen

Im Zusammenhang mit dem neuen „Sparprogramm" der polnischen Partei- und Regierungsstellen wird in der polnischen Presse in zunehmendem Maße Kritik an zahlreichen bisherigen Investitionen geübt.

So berichtet das Gewerkschaftsorgan „Glos Pracy" über die Produktionsschwierigkeiten der einzigen in Polen und den Oder-Neiße-Gebieten bestehenden Fabrik für Holzfaserplatten in Nieden, Kreis Johannisburg/Ostpreußen; diese große, mit einem riesigen Kostenaufwand erbaute Fabrik werde nur „minimal" genutzt: Während eines Zeitraums von 20 Tagen im November sei nur an 12 Tagen gearbeitet und demzufolge der Produktionsplan nur zu 18% erfüllt worden. Die sich jeweils nach Ablauf mehrerer Tage wiederholenden Unterbrechungen des Produktionsablaufs würden durch den Mangel an Spezialklebstoff verursacht. Nach Fertigstellung der Fabrik habe sich herausgestellt, daß in der Fertigungshalle keine ausreichede Ventilation eingebaut worden sei.

Die Vergeudung von Investitionsmitteln schildert auch die „Gazeta Robotnicza" an zwei weiteren Beispielen: Bei der Inbetriebnahme eines Steinbruchs im Kreise Lauban/Schlesien durch ein Breslauer städtisches Unternehmen habe man „vergessen", die Mächtigkeit des abbauwürdigen Basaltvorkommens zu prüfen. Schon nach einer kurzen Ausbeute sei das Vorkommen erschöpft gewesen. Die dadurch bedingten Verluste hätten 1,2 Millionen Zloty betragen.

In ähnlicher Weise habe ein Liegnitzer städtisches Unternehmen 184 000 Zloty investiert, ohne sich vorher zu vergewissern, ob die für die Produktion benötigten Rohstoffe vorhanden seien. Zu spät erst sei festgestellt worden, daß dies nicht der Fall war.

Scheunen nicht erforderlich

Scheunen seien in der polnischen Landwirtschaft zur Lagerung von Getreide und beim Drusch nicht mehr erforderlich, behauptet das Organ der Vereinigten Volkspartei (Bauernpartei), „Zielony Sztandar". Nach Ansicht des Blattes ist die Ausgabe größerer Geldmittel zum Bau einer Scheune unter den obwaltenden Verhältnissen nicht „zweckmäßig", insbesondere stelle die Verwendung von Holz, dessen Mangel sich immer stärker bemerkbar mache, eine „überflüssige Vergeudung" dar. Gegebenenfalls könne das abgeerntete Getreide auf dem Felde in Form von Schobern gelagert werden. Im Zusammenhang mit diesen Feststellungen fordert "Zielony Sztandar" die Leser auf, zu dieser Frage, die „besonders große Bedeutung" habe, Stellung zu nehmen.

Reisen in die Heimat

Eine Übersicht über die Reisebestimmungen nach neuestem Stand

Immer wieder gehen bei unserer Redaktion Anfragen aus dem Leserkreis ein, welche Möglichkeiten heute für eine Reise in den polnisch verwalteten Teil Ostpreußens bestehen. Wir haben uns daraufhin mit dem Reisebüro Helios, Berlin-Wilmersdorf, als den offiziellen Vertreter des polnischen Reisebüros „Orbis" in Verbindung gesetzt und um ausführliche Auskunft gebeten. Da wir annehmen, daß diese Ausführungen für alle unsere Leser — gerade jetzt, da bereits für den Urlaub Pläne geschmiedet werden — von Interesse sind, geben wir diese hier im Wortlaut wieder.

Es heißt in dem für „Besuchsreisen nach Polen" vom genannten Reisebüro herausgegebenen Prospekt: „Für die Erteilung von Einreisegenehmigungen nach Polen haben die polnischen Behörden besondere Vorschriften erlassen. Da gerade in der Frage der Visaerteilung für Reisen nach Polen von verschiedenen Seiten oft unrichtige und unvollständige Auskünfte erteilt werden, ist es Sinn dieser Ausführungen, diese Vorschriften klar und deutlich darzustellen.

Aufenthaltsgenehmigung: Wer seine Angehörigen oder Bekannten in Polen besuchen möchte, muß sich zunächst um die Aufenthaltsgenehmigung bemühen. Um diese zu erhalten, senden Sie den zu besuchenden Personen die erforderlichen Angaben über Ihre Person (Vor- und Zuname, Geburtsort und -datum, Wohnanschrift) und fügen drei Lichtbilder bei, deren Identität von Ihrer zuständigen Polizeibehörde beglaubigt sein muß. Wenn Sie die Aufenthaltsgenehmigung aus Polen erhalten haben, können Sie Ihre geplante Reise bei uns buchen, und zwar zu einem Termin, der 30 Tage nach dem Ausstellungsdatum der Aufenthaltsgenehmigung liegt.

Hotelgutscheine: Die zweite Voraussetzung zum Erhalt des Visums ist der Kauf von Hotelgutscheinen zum Preise von DM 23,10 pro Tag und Person. Das Visum wird für die Dauer erteilt, für die Hotelgutscheine gelöst werden zuzüglich zwei Reisetage. Eine Einreise ohne Kauf von Hotelgutscheinen ist nicht möglich. Lediglich Kinder unter 15 Jahren benötigen keine Gutscheine.

Wenn Sie bei Ihren Angehörigen wohnen und die Hotelleistungen nicht ausnutzen, erhalten Sie den Gegenwert der Gutscheine in Polen in Zloty zum Kurse von DM 1,— = Zloty 5,60 ausgezahlt. Die Gutscheine können nur bei den Filialen des Reisebüros „Orbis" oder in den internationalen Zügen an der Grenze eingelöst werden. Ein Rücktausch in DM ist nicht möglich.

Reiseverlauf: Besuchsreisende können z. Zt. nur das Flugzeug oder die Eisenbahn mit Grenzübergang Frankfurt/O. benutzen. Den Reisetermin können Sie selbst festlegen (sofern er 30 Tage nach Ausstellung der Aufenthaltsgenehmigung liegt).

Wir erledigen für Sie sämtliche Formalitäten. Um Ihnen das polnische Einreisevisum und das DDR-Transitvisum sowie Fahrkarten und Hotelgutscheine termingerecht besorgen zu können, senden Sie uns bitte folgende Unterlagen zu:

1. Ihren Reisepaß.
2. Die Aufenthaltsgenehmigung.
3. Das beiliegende Visaantragsformular mit einem Lichtbild.
4. Eine Anzahlung von DM 100,—.

Ferner bitten wir um folgende Angaben:

Für wieviel Tage werden Hotelgutscheine gewünscht?

Für welche Strecke soll die Fahrkarte ausgestellt werden? (Die Fahrkarten müssen bis zum polnischen Besuchsort und zurück gelöst werden).

Die Gesamtreisekosten pro Person gliedern sich demnach wie folgt:

Preis der Fahrkarte für Hin- und Rückfahrt.

Aufenthaltstage x DM 23,10.

Kosten der Visa DM 41,— (einschl. DDR-Visum).

Bearbeitungsgebühr DM 20,—.

Sofern mitreisende Kinder im Paß der Eltern eingetragen sind, entfallen die Visa- und Bearbeitungsgebühren.

Soweit die Ausführungen des Reisebüros Helios zu der Frage von „Besuchsreisen nach Polen". Daneben gibt der Prospekt des Reisebüros Auskunft über Erlangung eines „Notvisums" bei Krankheits- und Todesfällen und für „Geschäftsreisen". Darüberhinaus vermittelt das Reisebüro auch „Touristen- und Jagdreisen" sowie Sonderfahrten zu sportlichen Veranstaltungen.

Leser, die sich mit dem Gedanken einer Reise in ihre alte Heimat tragen, bitten wir, sich wegen ausführlicherer Beratung nicht an die Redaktion unseres Blattes, sondern direkt an das Reisebüro Helios, Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstraße 73, zu wenden, das Interessenten gern in allen Fragen des Reiseverkehrs mit Polen berät. Hinweisen möchten wir nur noch darauf, daß auch Besuchsreisen in umgekehrter Richtung, also von Personen, die heute noch in der Heimat leben, zu ihren heute in Westdeutschland lebenden Angehörigen möglich sind.

Räumung der Wohnlager

Auf Anregung des Bundesministers für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte plant die Bundesregierung ein besonderes Wohnungsbauprogramm zur Räumung der Wohnlager, die nach dem Stande vom 30. September 1959 noch mit 163 626 Personen belegt waren. Das Programm soll sich auf insgesamt 100 000 Personen — vornehmlich Altvertriebene — erstrecken, für die etwa 27 777 Wohnungen gebraucht werden, wenn man eine durchschnittliche Haushaltsgröße von 3 bis 4 Personen als Maßstab zugrunde legt. Die Finanzierung des genannten Programms soll von Bund und Ländern gemeinsam vorgenommen werden, und zwar denkt der Bund daran, in vier ungleichen Jahresraten insgesamt 175 Millionen DM aus Haushaltsmitteln als Kapitaldarlehen an die Länder zusätzlich zu den Mitteln zu geben, die die Länder im Durchschnitt der letzten vier Jahre in Notwohnungs- und Lagerräumungsprogrammen bereitgestellt haben. Bereits im Rechnungsjahr 1960 werden im ordentlichen Haushalt des Bundesministers für Wohnungsbau 33 Millionen DM mit dieser Zweckbestimmung eingesetzt. Allerdings müssen vier Millionen DM von dieser Summe noch zur Abdeckung einer Bindungsermächtigung aus dem Rechnungsjahr 1958 Verwendung finden.

Um einwandfreie Zahlenunterlagen für die Verteilung der Mittel auf die Länder zu erhalten, wird auf Wunsch der Länder eine neue Erhebung mit dem Stichtag des 1. Januar 1960 durchgeführt, deren Ergebnisse dem Bund von den Ländern bis zum 15. März 1960 mitgeteilt werden sollen. **In dieser Erhebung werden nach eindeutigen — zwischen den Ländern und dem Bundesvertriebenenministerium gemeinsam festgelegten — Merkmalen alle Wohnlager und wohnlagerähnlichen Einrichtungen erfaßt — soweit sie überwiegend von Altvertriebenen, Zugewanderten und Evakuierten bewohnt werden. Aus der Erhebung, die sich auch auf die Zahl und Zusammensetzung der Lagerinsassen bezieht, wird sich ein umfassender Überblick ergeben.**

Urkunden aus Westpreußen

Aus dem größten Landkreise Westpreußens, dem Kreise Konitz, sind verschiedene deutsche Personenstandsunterlagen aus den letzen dreihundert Jahren gerettet worden. Die Urkundenunterlagen stammen zu einem großen Teil aus dem deutschsprachigen Wohngebiet der Koschneiderei und den Städten Konitz, Heiderode (Czersk) und Bruß. Sie lagern heute bei folgenden Stellen:

Beim Standesamt I Berlin N 54, Rückerstraße 9 (Ostsektor): Standesamt Konitz-Stadt Geburtsbücher 1939-1942, Familienbücher 1942, Sterbebücher 1943; Standesamt Konitz-Land: Geburten 1942, Tod 1940. Zu diesem Standesamtsbezirk gehörten u. a. die Landgemeinden Bonstetten, Krojanten, Schönfeld, Groß und Klein Paglau, Klein-Konitz, Döringsdorf, Frankenhagen, Schlagenthin, Neukirch, Görsdorf, Götzendorf, Osterwick, Zandersdorf, Müskendorf, Hennigsdorf, Zbenin, Jesiorken, Kruschke. Standesamt Konarschin: Heiraten 1940-1941; Standesamt Lesno: Heiraten und Tod von 1940-1945.

Beim Berliner Hauptarchiv, Berlin-Dahlem, Archivstraße 12-14, lagern: Konitz: Katholische Kirchenbücher 1651-1844; Heiderode (Czersk): Katholische Kirchenbücher 1733-1854; Bruß: Katholische Kirchenbücher 1665-1841, Tod 1943; Lesno: Tauf- und Totenbücher 1736-1861, Geburten 1920-1939, unbeglaubigt, in deutscher Sprache übersetzt. (Diese Geburtsregister befinden sich beim Hauptstandesamt Hamburg 1, Johanniswall 4); Wielle: Katholische Kirchenbücher 1768-1838.

Urkunden und Abschriften aus den Einträgen der Dokumentenunterlagen können schriftlich bei den Aufbewahrungsstellen beantragt werden. Die Verrechnung der Urkundengebühr mit dem ostzonalen Standesamt I Berlin N 54 erfolgt bei dem Wohnsitz-Standesamt des Antragstellers bei der Aushändigung der Urkunde.

Renten-Anspruch für Verschleppung anerkannt

Der Witwe eines im September 1935 in seinem damaligen Wohnort in Wolhynien (Rußland) als Lehrer wegen seiner deutschen Volkszugehörigkeit vom russischen Staatssicherheitsdienst verhafteten, verschleppten und zu sieben Jahren Zwangsarbeit verurteilten Mannes sprach der 8. Senat des Bundessozialgerichts (Aktenzeichen: 8 RV 1249/57) den Anspruch auf Rentenbezüge nach dem Bundesversorgungsgesetz zu.

Die Vorinstanzen hatten den Rentenanspruch mit der Begründung abgelehnt, es habe sich bei dem Schicksal des Ehemannes der Klägerin nicht um eine Internierung im Sinne des BVG gehandelt.

2,6 Millionen Deutsche vermißt, verschleppt, gefangen

Aus einer Bilanz der Suchdienst-Einrichtungen des Roten Kreuzes und der kirchlichen Wohlfahrtsverbände in der Bundesrepublik Deutschland geht hervor, daß bei etwa 1,468 Millionen vermißter deutscher Wehrmachtsangehöriger das Schicksal von nur 269 000 geklärt werden konnten. Von mehr als 207 000 registrierten Kriegsgefangenen sind nur 93 000 heimgekehrt: die anderen gelten als verschollen. Etwa 800 000 deutsche Zivilpersonen wurden in die Sowjetunion verschleppt, doch nur von ungefähr der Hälfte dieser Unglücklichen kann gesagt werden, daß sie entweder heimgekehrt, verstorben oder noch immer in Gefangenschaft sind. Als Zivilgefangene anderer Ostblockstaaten wurden 305 000 Deutsche ermittelt; von ihnen sind inzwischen 273 000 entlassen worden oder gestorben. Durch Aufstellung von Vermißten-Listen soll fernerhin das Schicksal von weiteren 875 000 Deutschen, die aus ihrer Heimat vertrieben worden sind, geklärt werden. Insgesamt gelten gegenwärtig etwa 2,6 Millionen Deutsche als vermißt, gefangengehalten oder verschleppt.

Antragsfrist für Kriegsschadenrente beachten

Das 11. Änderungsgesetz zum Lastenausgleichsgesetz vom 29. Juli 1959 hat weitere Personenkreise in die Kriegsschadenrente einbezogen. Insbesondere handelt es sich dabei um Geschädigte, die die Altersvoraussetzungen erfüllen, aber bisher wegen Überschreitens des alten Einkommenshöchstbetrages Unterhaltshilfe nicht erhalten konnten. Ferner können ehemals selbständige Geschädigte mit Anspruch auf Hauptentschädigung der Jahrgänge 1893 bis 1897 (Männer) bzw. 1898 bis 1902 (Frauen) Kriegsschadenrente erhalten.

Wird von Personen, die bei Antragstellung das 65. bzw. 60. Lebensjahr vollendet haben, der Antrag spätestens bis 31. März 1960 gestellt, so können die Leistungen rückwirkend ab 1. Januar 1959 gewährt werden, jedoch frühestens vom Ersten desjenigen Monats ab, in dem die Voraussetzungen für Kriegsschadenrente erfüllt sind. Bei späterer Antragstellung dagegen beginnen die Zahlungen mit dem Ersten des auf die Antragstellung folgenden Monats.

Polnische Namensänderungen unwirksam

Aus gegebenem Anlaß wird darauf hingewiesen, daß willkürlich von polnischen Verwaltungsbehörden vorgenommene Änderungen von Familien- und Vornamen deutscher Heimatvertriebener und Umsiedler aus Polen und den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten unwirksam sind.

Solche Maßnahmen wurden häufig von polnischen „Dienststellen gegen den Willen der Betroffenen ergriffen. Derartige „polonisierende Namensänderungen — z. B. wurde der Name Schulz in „Szulz" verändert — bleiben nur gültig, wenn sie aufgrund eines nachweisbaren Änderungsverfahrens, also auf Antrag, von den zuständigen polnischen Behörden vorgenommen wurden.

Jeder Heimatvertriebene und Aussiedler kann bei Personenstandsbeurkundungen etc. die Beibehaltung der deutschen Schreibweise seines Vor- und Familiennamens beanspruchen.

Bisher 825 576 Zuerkennungsbescheide

Die Zahl der Zuerkennungsbescheide für die Hauptentschädigung hat bis zum Ende des Jahres 1959 insgesamt 825 576 erreicht. Die Summe der zuerkannten Endgrundbeträge beläuft sich damit auf rund 3,83 Milliarden DM. Während bis zum 31. Oktober 1959 in 260 429 Fällen Hauptentschädigungsansprüche in Höhe von 686 Millionen DM erfüllt worden sind, kamen im November und Dezember noch 107 Millionen DM hinzu, so daß sich die Gesamtsumme der Barauszahlung von Hauptentschädigung bis zum Jahresende auf 793 Millionen DM beläuft.

Bei der Barerfüllung der Ansprüche auf Hauptentschädigung steht die Auszahlung wegen hohen Lebensalters mit 71,7 Prozent an erster Stelle. Bis zum 31. Oktober vorigen Jahres wurden in 186 558 Fällen Hauptentschädigungsansprüche wegen hohen Lebensalters mit insgesamt 604 Millionen DM in bar erfüllt. Im Rahmen der Auszahlungsfreigabe bis zu 50 000 DM an Personen, die mindestens 80 Jahre alt sind, sowie der Freigabe von Beträgen bis zu 5 000 DM an Berechtigte, die am Jahresende mindestens 65 Jahre alt werden, beginnt sich auch die Auszahlung des Mindesterfüllungsbetrages auszuwirken.

Bis zum 31. Oktober 1959 erreichte die Zahl der Umwandlungsfälle 84 706, womit die Umwandlungssumme bis zu diesem Termin auf 428 Millionen DM anstieg. Vom Inkrafttreten der Achten Novelle zum Lastenausgleichsgesetz bis zum 31. Oktober vorigen Jahres wurde der Anspruch auf Hauptentschädigung durch Anrechnung geleisteter Kriegsschadenrenten in 51 885 Fällen mit insgesamt 64 Millionen DM erfüllt. Die Erfüllung von Hauptentschädigung durch Auszahlung, Umwandlung oder Anrechnung beläuft sich damit jetzt auf mehr als 1,3 Milliarden DM insgesamt.

Vertriebene bevorzugen einheimische Gatten

In Niedersachsen wurden 1958 insgesamt 56 402 Ehen geschlossen. In 18 292 Fällen war dabei ein Ehegate Heimatvertriebener. In 8 927 Fällen heiratete der Vertriebene eine einheimische Frau, während 9 365 Frauen aus Vertriebenenfamilien einen alteingesessenen Ehemann bevorzugten. Ehemann und Ehefrau waren nur bei 5 820 Ehen beide Heimatvertriebene. Die Zahl der Eheschließungen unter der einheimischen Bevölkerung betrug 32 290.

Mehr als die Hälfte aller im Jahre 1958 in Niedersachsen geschlossenen Ehen entfielen entweder auf solche, bei denen ein Partner Vertriebener war oder bei denen beide aus diesem Bevölkerungsteil stammten.

Neue polnische Briefmarken mit ostdeutschen Motiven

Die polnische Postverwaltung kündigt neue Briefmarken mit ostdeutschen Motiven an. Und zwar sollen in den nächsten Monaten (außer einer bereits in Umlauf gesetzten Trachten-Serie, auf der auch niederschlesische Trachten zu sehen sind) mehrere Werte alte Bauten in den polnisch verwalteten Provinzen zeigen. In einer Landschafts-Serie sollen neben dem Riesengebirge, einer Oder-Landschaft und einem Küstenabschnitt bei Kolberg erstmalig auch ostpreußische Motive verwendet werden.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Viele von Euch werden in den nächsten Wochen konfirmiert und dürfen sich zu diesem Anlaß ein besonders wertvolles und schönes Buch wünschen. Ihnen gebe ich heute gleich zu Anfang drei Extra-Tips:

Habt Ihr schon einmal von den „Höhlenkindern" gehört, die seit etwa vierzig Jahren zu den beliebtesten Jugendbüchern in deutscher Sprache zählen? Es geht darin um das Schicksal der beiden Menschenkinder Eva und Peter, die jahrelang von aller Welt abgeschnitten in einem unwirtlichen Gebirgstal leben müssen. Robinson ist im Vergleich zu ihnen ein reicher Mann. Sie beginnen buchstäblich „wie die ersten Menschen" als Höhlenbewohner; und wenn sie sich im Lauf der Zeit unter kaum vorstellbaren Schwierigkeiten und Mühen Schritt für Schritt aus diesem primitiven Zustand emporarbeiten, so wiederholen sie dabei, ohne es zu wissen, die Entwicklungsgeschichte der ganzen Menschheit. Eine erregende, packende und höchst aufschlußreiche Erzählung mit vielen hervorragenden Illustrationen. Das ursprünglich dreibändige Werk liegt nun erstmals in einer unverkürzten einbändigen Neuausgabe vor.

A. Th. Sonnleitner: DIE HÖHLENKINDER. Jubiläumsausgabe. Mit 4 Farbtafeln und 220 Randzeichnungen. Franck'sche Verlagshandlung Stuttgart. 420 S. Leinen DM 16,80.

Erwachsenwerden ist gewiß nicht leicht, ganz besonders nicht für angehende junge Damen zwischen vierzehn und sechzehn. Für sie (und auch für die bereits ein bißchen Älteren) hat Rosemarie Schittenhelm ein sehr bemerkenswertes Buch geschrieben, ein Buch, auf dessen rund 350 Seiten sie charmant, überzeugend und verständnisvoll zu so ziemlich allen Problemen und Fragen Stellung nimmt, die ein Mädchen von heute bewegen: von der Körperpflege bis zur Fotopraxis, vom kleinen Make-up-Brevier bis zum guten Benimm in allen Lebenslagen. Kurz und gut, es bietet eine Fülle kluger und beherzigenswerter Winke, Anregungen und Ratschläge, ist flott illustriert, reichlich mit Bildtafeln ausgestattet und besticht durch den frischen und doch warmherzigen Plauderton, den die Verfasserin anschlägt.

Rosemarie Schittenhelm: VON TAG ZU TAG. Das große Mädchenbuch. Mit 442 Abbildungen und 16 Tafeln. Franck'sche Verlagshandlung Stuttgart. 352 S., Leinen DM 14,80.

Es dreht sich (fast) alles auf dieser Erde ums liebe Geld — und dies nicht erst seit gestern oder vorgestern. Wer sich über die Geschichte des Geld- und Finanzwesens unterrichten will — und es ist dies eine äußerst kurzweilige, interessante und fesselnde Geschichte —, der kann sich darüber in einem neuen Band der bewährten Weite-Welt-Bücherei informieren; dort erfährt er auf unterhaltsame Weise und anhand vieler ausgezeichneter Bilder alles Wissenswerte über diesen Gegenstand; und eine Reichsbanknote über sage und schreibe zwei Millionen Mark bekommt er als Dreingabe außerdem ...

Elisabeth Nau: SEIT JAHRTAUSENDEN BEGEHRT. Die Geschichte des Geldes. Mit vielen Zeichnungen, Farbfotos und Tafeln. Franck'sche Verlagshandlung Stuttgart. 82 Seiten. Hln. DM 6,80.

Hokuspokus, dreimal schwarzer Kater! Wer möchte nicht zaubern können? Diese edle und geheimnisvolle Kunst, man sollte es nicht für möglich halten, läßt sich erlernen! Neuerdings gibt es sogar ein Lehrbuch der Zauberkunst, das ein mit allen Zaubersalben gesalbter Magier verfaßt hat. Er wendet sich darin an alle Zauberlehrlinge beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters, denen er vom einfachen Kartenkunststück bis zum schaubudenreifen Bühnentrick (Zersägen einer lebenden Jungfrau) eine Fülle erstklassiger Anregungen bietet.

Joseph Leeming: DAS ZAUBERBUCH. Streifzüge durch die Magie. Verblüffende Tricks und Zauberkunststücke für jedermann. Mit 234 Zeichnungen und 24 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. Franck'sche Verlagshandlung Stuttgart. 80 S., Hln., DM 6,80.

Der Sebaldus-Verlag in Nürnberg gibt seit Jahr und Tag eine Buchreihe mit Übersetzungen der schönsten und wertvollsten ausländischen Jugendbücher heraus. Zwei Bände dieser „Flamingo-Bücherei" für die 10- bis 15jährigen habe ich dieser Tage gelesen. Beide stammen aus England, beide sind ungewöhnlich spannend und halten einen von der ersten bis zur letzten Zeile in Atem.

Bei einem Schiffbruch wird der weiße Junge Dave an die Küste Mittelamerikas verschlagen. Zwei Indianerkinder, Pedro und Maria, begleiten ihn auf der wochenlangen gefahrvollen Wanderung, die ihn entlang der unbewohnten Küste endlich wieder zu zivilisierten Menschen führt. Wie die drei Kinder unzertrennliche Freunde werden, wie sie in allen Nöten fest zusammenhalten und sich bewähren, alle Stationen dieser modernen Robinsonade könnt Ihr miterleben in dem Buch:

Robert C. Du Soe: DREI OHNE FURCHT. Illustrationen von O. E. Haselmann. Flamingo-Bücherei Nr. 1. Sebaldus-Verlag Nürnberg. 186 S. Hln. DM 6,80.

Eines Tages übersiedeln die Waisenkinder Periwinkle und Louis zu ihrem Vetter Morville, der weit draußen, am Rande des großen Moores, ein düsteres altes Haus besitzt. Ein sonderbares Haus in einer noch viel sonderbareren Gegend. Nebelschwaden. Irrlichter. Rätselhafte Geschehnisse auf Schritt und Tritt. Immer tiefer und tiefer wird man in die Geheimnisse verstrickt — und befreit atmet man mit den Geschwistern auf, wenn sich schließlich doch noch alles zum Guten wendet.

Constance Savery: DAS DÜSTERE HAUS AM MOOR. Buchschmuck von O. L. Haselmann. Flamingo-Bücherei Nr. 2. Sebaldus-Verlag Nürnberg. 264 S., Hln. DM 5,80.

Auch unsere jüngsten Leseratten sollen heut wieder auf ihre Rechnung kommen. Ihnen empfehle ich ein neues Buch von Astrid Lindgren, das elf Geschichten von allerlei schwedischen Kindern enthält: lustige und ernste, kurze und längere, samt und sonders aber echte Astrid-Lindgren-Geschichten — und das ist ja denn wohl die kürzeste und zugleich beste Empfehlung, die man ihnen geben kann!

Astrid Lindgren: SAMMELAUGUST. Einband und Illustrationen von Liane Müller. Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg. 144 S., Hln. DM 7,80.

Und zum Schluß noch ein Bilderbuch! Der Text besteht aus achtzig alten und neueren, bekannten und weniger bekannten Kinderreimen, Abzählversen und Rätseln. Eine Mutter hat sie gesammelt, ein Vater hat sie mit vielen drolligen und zumeist bunten Bildern versehen. So ist ein herrlich lustiges Buch entstanden, an dem schon Bübchen und Mädelchen von 4 Jahren an ihr helles Vergnügen haben werden — selbst wenn gerade niemand zur Hand sein sollte, der ihnen die Verse vorliest.

Traudie Reich - Rudi Angerer: ICH UND DU. Kinderreime. Verlag Herder Freiburg. Quartformat. 48 S., Glanzband DM 6,80.

So, meine lieben Leseratten, das wär's für heute! Ich wünsche Euch alles Gute und bin mit herzlichem Gruß —

Euer Otfried Preußler



Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 3 — März 1960

Das Gleichnis vom König

Es war ein König, der mächtig, gütig und in Pracht regierte. Er hatte sein Reich groß und stark gemacht, und sein Volk lebte in Freiheit und Gerechtigkeit und ohne Not. Es huldigte ihm und erwies ihm Ehre und Liebe und war ihm dankbar.

Als der König alt geworden war, dachte er daran, sein Volk zu prüfen. Er wollte erfahren, ob des Volkes Herz und Sinn waren wie sein eigenes Herz und sein Sinn. Er verkleidete sich als Bettler und zog als Sänger von einer Grenze seines Landes zur anderen. Er sang von den schönsten und tiefsten Dingen, aber niemand verstand ihn, und sie erkannten ihn nicht.

Da wußte er, daß das Volk nur seiner Macht und Pracht gehuldigt hatte, den anderen Teil hatte es nicht begriffen.

Der König kehrte auf seinen Thron zurück. Als sein Diener ihm den Purpurmantel um seine Schultern legte, war ihm, eine tiefe und traurige Einsamkeit legte sich um ihn. Er wußte, daß er in seinem Alter noch eines lernen mußte, nämlich mit dieser Einsamkeit allein sein und sich in ihr bergen und bewahren zu können.

JOSEF MÜHLBERGER



Frühlings-Anbruch / Holzschnitt von Bodo Zimmermann

Wer stets in Treuen schafft sein' Sach',
darf stolz sein auf sein Tor und Dach.
Es sitzt kein Fürst so hoch im Land,
er nährt sich durch des Bauern Hand.

Alter ostpreußischer Bauernspruch

Mein Vetter Peter / Von Fridolin Aichner

Wir entnehmen die nachstehende Geschichte dem Band „Und die Welt war voller Wunder", Geschichten um eine Kindheit von Fridolin Aichner, der kürzlich im Elchland-Verlag, Göttingen, erschienen ist (96 Seiten, farb. Einband, DM 3,80).

Das war noch in der Gott hab sie seligen Zeit, da die Menschen auf Erden Raum zum atmen hatten und mein Onkel Franz, der doch gar kein Landwirt war, mit den Seinen einen ganzen Bauernhof bewohnte. Dieser Hof, ein Paradies für uns Kinder, hatte sich im Laufe der Zeit stillschweigend zum Sammelpunkt sämtlicher Vettern und Basen der ausgedehnten Verwandschaft entwickelt.

Quer über den geräumigen Hof führte eine kühne Drahtseilbahn, die Holz und Steine befördern konnte. Sie machte Onkel Franzens technischen Sinn alle Ehre und wurde jedem Besucher vorgeführt. Wenn es regnete, bot ein Laubengang rund um den Hof die prächtigsten Ersatzmöglichkeiten für unseren nie versiegenden Drang nach Betätigung. Und erst das Hinterhaus! Da lag über Holzschuppen und Hühnerhaus eine lange Reihe dämmeriger Schüttböden, mit Stützbalken, Mäuerchen und Winkelwerk, ein Schulgelände für Jungenseelen, ein Mutplan für werdende Männlichkeit.

Da geschah es eines Tages, daß Schnucki, der blühweiße Spitz, recht zerzaust tat. Wir taten alles für seine Genesung: wir legten ihm einen lauwarmen Umschlag um den Hals, wir fütterten ihn mit Schokolade und Johannisbeerkompott, aber all unsere Mühe konnte das Unheil nicht verhindern, am nächsten Morgen war das Tier verschieden.

Es gab ein großes Begräbnis. Fred, der Metzgersjunge, war der Pfarrer und ich, der Lehrersbub, sang das Miserere und spielte die Orgel dazu. Zwischen Himbeer und Jasmin wurde Schnucki in die Erde gesenkt. Wir weinten wirklich Tränen in unsere mit Enten und Soldaten bedruckten Taschentücher und aßen dann Brottorte mit Himbeeren als Leichenschmaus.

Nur Peter, der Jüngste aus dem Kranz meiner Vettern, blieb am Grabhügel zurück. Weder Tante Jette, die doch seine Mutter war, noch Lisa, seine Lieblingsbase, konnten ihn dazu bewegen, die Trauerstätte zu verlassen. In stummem Schmerz kauerte er unter dem Jasminstrauch, und nur, wenn sich ein loser Falter oder eine ahnungslose Fliege pietätlos auf den in den frischen Grabhügel gepflanzten Glockenblumen auszuruhen gedachte, jagte er sie mit müden Händen davon.

„Was soll ich bloß anfangen", meinte Tante Jette, als Onkel Franz aus der Stadt heimkam, und tat recht verzweifelt über den Buben. Onkel Franz hatte eine Idee. Er nahm seinen Rucksack, den er eben in die Ecke geworfen hatte, und schlenderte nach dem Garten. „Da hab ich dir was Feines mitgebracht", sagte er zu Peter und wickelte recht gefühllos just an Schnuckis frischem Grabhügel ein seltsames Gerät aus einem Papier. Onkel Franzens Worte und Werke waren zumeist von jener geheimnisvollen Intensität, die uns wie weiland das Flötenspiel des Rattenfängers von Hameln die dortorts ansässigen Kinder auf Onkel Franzens Fährte trieb. Auch wir hatten uns also inzwischen nahezu vollzählig versammelt, und selbst Peter konnte sich der Spannung nicht ganz entziehen

„Da wird ein Topf mit Wasser stehen", begann Onkel Franz mit kugelrunden Augen, „und darauf legen wir diese Brücke. An den Haken — siehst du, da — kommt ein Stück Speck. Und da kommt ja auch schon das klitzekleine Mäuselchen angewackelt, macht einmal piep und da bin ich, schnuppert, schnuppert —" und Onkel Franz lupfte seine Nasenflügel nebst einschlägiger Bartspitzen und krabbelte mit zwei Fingern die Steige empor — „will den Speck stehlen, und plumps —" der geteilte Boden drehte sich unheimlich um seine Angeln und die Klappen öffneten sich — „liegt es im Wasser und muß ertrinken."

Wir johlten vor Vergnügen über den im Geiste gefangenen Dieb. In Peter schien der Sinn für das Leben wieder zu erwachen. Er ließ sich ohne Sträuben von Onkel Franz fortführen, um der Aufstellungszeremonie beizuwohnen, die auf einem der Schüttböden über dem Hinterhaus geschah, wo Tante Jette allherbstlich die feinsten Äpfel zu verwahren pflegte.

Gleich darauf aber kehrte Peter zu dem Hundegrab zurück und war nun nicht wieder fortzubewegen. Auch Onkel Franz sah seine Bemühungen gescheitert. Kopfschüttelnd verschwand er im Hause, und wir trollten uns nach dem Schuppen zurück, um weiter Pfeffer, Mehl und Muskatnuß zu verkaufen.

Als wir uns endlich um den Abendtisch versammelten, fehlte Peter noch immer. Jetzt war auch der Grabplatz leer. Wir suchten im Garten, im Hof, in den Ställen, im Dorf, am Teich, an der Eisenbahn. Die Nachbarn halfen mit. „Peeter! Peeter!" rief es durch die Gemeinde. Onkel Franz nahm seine Zigarre aus dem Munde und Tante Jette war einer Ohnmacht nahe. Mein Vater rief seine Schulbuben zum Suchen auf, Jakob, der Gemeindediener, schlug die Trommel und der Gendarmerieposten war auf den Beinen.

„Peeter! — Peeter!" — aber Peter antwortete nicht.

Als es dunkelte, fanden wir ihn. Er hockte auf dem Schüttboden, hinter einem dicken Kamin und sah unverwandt nach der aufgestellten Mausefalle hin.

So nahe liegt in der kleinen Kinderseele der Schmerz um Liebes neben der Lust an der Qual, und manche wollen meinen, dies sei zuzeiten auch bei erwachsenen Menschen der Fall.

Woher kommt der Ausdruck?



Jemandem heimleuchten . . .

heißt einem Unliebsamen zu verstehen geben, er möge sich trollen, ihn sozusagen geistig beim Schlafittchen nehmen und quasi vor die Tür setzen. Das „Heimleuchten" war ja früher ein ganz üblicher, wörtlich zu nehmender Vorgang: die Obrigkeit verbot, daß jemand durch die damals unbeleuchteten und daher dunklen und unsicheren Straßen der Städte ohne Geleit heimwärts ging. Daher war es Vorschrift, daß ein Diener mit einer Fackel dem Heimkehrer vorausleuchtete. Daß sich in diesen simplen Vorgang so etwas wie Schadenfreude mischte, soll seine Ursache darin haben: bei der Belagerung von Städten mußten die Angreifer oft unverrichteter Dinge abziehen, lodernde Pechfackeln beleuchteten ihren Rückzug, um den abgeschlagenen Feinden recht eigentlich auf ihren Heimweg zu leuchten, ihnen also „heimzuleuchten".

Knabenbücher / Von Richard von Schaukal

Zu jedem Feste, am Namens-, am Geburtstag, zum Schulschluß, zu Weihnachten, erhielt ich Bücher. In den meisten steht vorn neben den Namen von Spender und Empfänger der Jahrestag. da ich sie zum Geschenk bekam. Ich besitze sie alle noch. An jedem hängt ein Hauch besonderer Stimmung. Manchmal dämmert sie mir herauf.

In einem — es heißt „Gute Kinder — brave Menschen" — geht auf der Seite, wo die Erzählung „Ein Mann — ein Wort" steht, ein (seither fein verklebter) Riß durch. Dieses Buch entfiel meiner Hand, da mich Mama auf dem umlaufenden Holzgang des „Zauberschlössels" in der Villa dabei ertappte, als ich mit einer Latte an dem Dachbalken über mir nach einem Sperlingsnest stocherte. Ich sehe noch den gelben Fleck, den ein Ei, das herabgefallen und geborsten war, auf dem Bretterboden hinterlasen hatte: übrigens dürfte nicht ich daran Schuld gehabt haben.

Mama war sehr ernst, furchtbar ernst, als sie mich fragte, ob ich wirklich böse genug gewesen sei, ein Vogelnest zerstören zu wollen. Sie züchtigte mich Dabei entfiel mir das Buch (ich glaube, ich hatte es, um ein unbefangen Lesender zu scheinen, rasch zur Hand genommen) und zerriß an jener Stelle. Als ich es, beschämt, vernichtet, aufhob, nahm es Mama an sich. Sie las den Titel der Geschichte und sagte: „Du hast versprochen, nie mehr ein Vogelnest zu zerstören (ich hatte das in der Qual des rettungslos Ertappten übliche ‚Ich werd' es nie mehr tun gejammert). Ein Mann — ein Wort! Du wirst dir's merken!" Ich hab es mir gemerkt.

Nicht nur der Inhalt dieser Geschenkbücher, der mir heute noch deutlicher ist als der der meisten Bücher, die ich seither gelesen habe, hat sie mir lieb und vertraut gemacht: jedem gab ich irgendeine unvergleichliche Weihe, die aus dem Anlaß sowohl wie aus seinen Zügen ihr besonderes Wesen holte.

Manche hatten viele Holzschnitte, manche bloß wenige Tonbilder. Keines war mir jeweils unvollkommen. Sie traten mir entgegen wie selbständige ausgeprägte Erscheinungen, gewannen jedes sein besonderes Verhältnis zu mir, hatten jedes seine nur mir bewußten Eigentümlichkeiten, wollten so und nicht anders, gleichsam in einer persönlichen Tonart gelesen und erfaßt sein. Ich merkte nicht etwa den Stil oder die Kunst, die Schwerfälligkeit oder die Schlichtheit, ich beachtete kaum je (wie Kinder niemals) den mehr oder minder gleichgültigen Verfasser, aber ich kann heute noch den unsäglichen Eindruck jedes einzelnen mir vergegenwärtigen, diesen Zauber einer geradezu mystischen Verbindung mit einem 'eglückenden Besitztum, das man mit allen Fasern geistig erwirbt, um es nie mehr zu verlieren.



(Schluß)

Ich will hier zu der Schilderung einer Traft, die ich früher gegeben habe, einiges noch hinzufügen. Die langen Ruderbäume heißen Potschen. Soll am Abend die Traft festgelegt werden, so werden, wenn eine geeignete Haltestelle gefunden ist, feste Baumstämme, Schricken genannt, in den Grund des Wassers eingeschlagen. Dann liegt die Traft fest bis zum Morgen, wenn nicht in der Nacht etwa das Hochwasser kommt und die Schricken wie Spielzeug entzweibricht. Von der Skarbuwka war die Rede. Skarbuwka oder Skarbowka heißt so viel wie Schatzkammer. Die armen Flissaken, die gar nichts haben, glauben nämlich, daß der Retmann sehr reich ist, und daß große Schätze in seinem Häuschen liegen. Diese Schätze aber bestehen aus einer Bettstelle und ein wenig Hausgerät.

An der berühmten Montauer Spitze wurde gelandet. An dieser Stelle zweigt von der Weichsel die Nogat ab, um in das Haff zu münden. Die Nogat war in älterer Zeit nur ein schwacher Wasserlauf, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts aber hatte dieser sich so erweitert, daß er zwei Drittel des Wassers der Weichsel abführte, ein Drittel aber ging durch die Danziger Weichsel bei Weichselmünde in die See.

In der Nacht zum 1. Februar 1840 durchbrach die Weichsel beim Eisgang die hohen Dünen bei Neufähr, acht Kilometer östlich von Weichselmünde, und schuf sich dadurch eine neue Mündung. Dadurch wurde der alte Mündungsarm zu totem Wasser. Um ihn für die Schiffahrt zu erhalten, wurde vor ihn an die Stelle des Durchbruchs eine Schleuse, die Plenendorfer, gelegt, seine Mündung in die See aber wurde zugeschüttet, so daß von da ab Weichselmünde seinen Namen nicht mehr mit Recht führte. Lange vorher schon war diese alte Mündung, die Norderfahrt, durch Versandung für die Schiffahrt unbrauchbar geworden, es hatte sich aber westlich davon ein neuer Ausfluß gebildet, der schon am Ende des vorigen Jahrhunderts durch Ausbaggerung vertieft und zu einem Kanal umgeschaffen war. Das ist das neue Fahrwasser, von dem der Hafen Danzigs, Neufahrwasser, seinen Namen bekommen hat.

So lagen die Verhältnisse zu Anfang der vierziger Jahre. Es stellten sich aber große Übelstände heraus. Die Nogat, die mit vielen Armen in das Frische Haff mündet, nahm mit dem Wasser der Weichsel zu Ende des Winters auch das meiste Eis auf, konnte aber, da sie in Versandung zu leiden anfing, damit nicht fertig werden. Die Folge davon waren Eisstopfungen, die die Niederung mit Deichbrüchen und schweren Überschwemmungen bedrohten.

Um diese Gefahren abzuwenden, wurde beschlossen, das Wasser zwischen Weichsel und Nogat anders zu verteilen. Die Nogat zweigte von der Weichsel nach Norden zu in spitzem Winkel ab. Dieser Winkel wurde vier Kilometer unterhalb der Abzweigung durch den in der Zeit von 1847—53 erbauten Weichsel-Nogatkanal abgeschnitten und die alte Nogat da, wo sie von der Weichsel sich trennt, abgesperrt. Der mit sehr starken Schutzbauten versehene Kanal aber war so eingerichtet, daß er nur ein Drittel des Wassers aufnehmen konnte, zwei Drittel aber der Weichsel überwies. So wurde der bei Neufähr mündende Weichselarm zum Hauptstrom gemacht.

Im Laufe der Jahre zeigte sich, daß damit noch nicht genug der Überschwemmungsgefahr vorgebeugt war. Von der Stelle an, die das Danziger Haupt heißt, bis zur Mündung bei Neufähr ging der Strom in gewundenem Lauf in nordwestlicher Richtung der See. zu. Diese Windungen hielten das abgehende Eis auf, und so traten auch wieder Stopfungen ein und im Jahre 1888 kam es infolge solcher Stopfungen zu einem furchtbaren Deichbruch.

> **Denk, was du willst,**
> **tu, was du sollst,**
> **hüte, was du fühlst,**
> **schweige, wenn du grollst.**
> **Sprich, wenn du mußt,**
> **wirke mit Lust,**
> **zag nicht in Not,**
> **baue auf Gott!**
>
> Heinrich von Stephan

Da tauchte der Plan auf, von Siedlersfähre etwas unterhalb des Danziger Hauptes aus der Weichsel einen neuen Weg in gerader nördlicher Richtung nach der See zu bahnen. Dieser Plan ist ausgeführt worden, und die Weichsel mündet jetzt zwischen Einlage und Nickelswalde, wo 1806 im Mühlengehöft die Königin Luise auf ihrer Reise nach Memel übernachtete, in die Ostsee. 1891 begannen, nachdem der Landtag 20 Millionen Mark zur Ausführung des Unternehmens bewilligt hatte, die Arbeiten. 1894 war das neue, zwei Meter tief gegrabene Strombett der Weichsel bis an die Dünen durchgeführt und mit Wasser gefüllt. Von den Dünen trennte den Strom noch ein Sperrdamm. Dieser Damm wurde am 31. März 1895 durchstochen, wobei der Oberpräsident von Goßler den ersten Spatenstich tat. Zuerst floß es durch den Sand wie ein kleines Bächlein, am anderen Morgen aber sah man, daß der Strom die ungeheuren vor ihm liegenden Sandmassen weggeräumt hatte und sich in einer Breite von dreihundert Metern brausend in die See ergoß.

Die alte Weichsel, nun zur „toten Weichsel" gemacht, wurde durch mächtige Faschinendämme abgesperrt, der Zugang zu ihr aber erhalten durch zwei große Schleusen, von denen die eine für Schiffe, die andere für Flöße bestimmt ist. Die Plenendorfer Schleuse ist durch diese Bauten außer Dienst gestellt und steht seitdem offen.

In neuester Zeit ist nun noch ein dritter Mündungsarm der Weichsel, die Elbinger Weichsel, die 46 Kilometer unterhalb der Montauer Spitze nach dem Haff abgeht und die gänzlich versandet war, wieder schiffbar gemacht und im Juni dieses Jahres dem Verkehr geöffnet worden. Damit ist das große Kulturwerk der Regulierung des Weichselmündungsgebietes vollendet worden.

Ich kehre noch einmal zur Montauer Spitze zurück. Hier tritt an den Strom von Osten her ein Höhenzug heran, an dessen Abhange das Dörfchen Weissenberg liegt. Diesem statteten wir einen Besuch ab. Es ist ein kleiner, aber freundlicher Ort. Gärtchen mit bunten Bauernblumen sind vor den niedrigen Häusern, in deren Fenstern allerhand hübsche Topfgewächse zu sehen sind. Hinter dem Dorf erstiegen wir einen Sandhügel, der merkwürdig ist als uralte Kulturstätte. Zahllose Scherben von Tongefäßen finden sich dort im Sande verstreut, dazwischen aber kleine Stücke des Kalksteins, der in der Tiefe unter dem Sande ansteht. Dieser Kalkstein ist der Boden der alten Bernsteinwälder der Ostsee.

Wir bestiegen unser Schifflein wieder, an Dirschau ging es vorbei, und nach einiger Zeit kam die neue breite Weichselmündung und mit ihr die Ostsee in Sicht. Auf der See war lebhafter Wind und auch der Strom war so bewegt, daß unser kleines Fahrzeug ordentlich schwankte. Dann ging es durch die Schleuse in die tote Weichsel hinein, und bald hatten wir Neufähr und die alte Mündung vor uns.

Wir legten dort nicht an, ich bin aber später dort gewesen und habe die Messina-Insel besucht, ein Eiland, das in neuerer Zeit erst durch massenhaften Niederschlag von Sand an der rechten Seite der alten Mündung gebildet ist. Mit dem Festland ist es verbunden durch einen langen Steindamm. Ihren Namen soll die Insel erhalten haben von einem Schiff mit Namen Messina, das mit Südfrüchten beladen nach Danzig wollte und an dieser Sandbank strandete.

1894, als im Weichsellande die Cholera auftrat, ist auf dieser Insel ein kleiner Cholerakirchhof angelegt worden. Er befindet sich auf der höchsten Stelle der Insel, wo der Boden sich schon mit verschiedenartigen Dünengräsern und -kräutern bedeckt hat. Neun Tote liegen an diesem stillen einsamen Ort begraben, und ein paar von den Gräbern fanden wir, mein Begleiter und ich, mit Blumen, und zwar künstlichen, geschmückt. Vor dem Kirchhof nach der See zu breitet sich eine weite noch ganz kahle Sandfläche aus. Auf dieser Fläche fanden wir eine ganz primitive Hütte in Dachform, und daß sie bewohnt war, entnahmen wir daraus, daß dabei ein eisernes Öfchen stand und in der Nähe Kartoffelschalen lagen. Auf der Seite nach der See zu war eine Tür. Als mein Begleiter sie öffnen wollte, kam aus dem Innern heraus eine Hand und zog sie zu. Der dort wohnte, wollte offenbar nicht gestört werden, und wir ließen ihn in Frieden.

Unsere Weichselfahrt mit der „Schwalbe" aber nahm nun bald ein Ende. Vorbei kamen wir an Heubude, am Ganskruge, an Strohdeich, dann bogen wir in die Mottlau ein, und am Nachmittag des dritten Tages unserer Fahrt legten wir an der grünen Brücke in Danzig an. Ich konnte mich rechtzeitig dort, wohin ich gehörte, als zurückgekehrt melden.

O wie viel Reizendes hatte ich zu sehen bekommen in den vier Tagen! Und wem hatte ich das im Grunde zu verdanken? Dem Urteilsspruch des Berliner Gerichts, durch den ich in meine liebe Heimat zurückkam und von ihr aus an der entzückenden Weichselfahrt teilnehmen konnte.

Gullinski sucht „Schläuche"

Eine drollige, wahre Begebenheit aus Sensburg

Das war noch weit vor dem vergangenem Kriege. Das Städtchen Sensburg lag in tiefstem Frieden zwischen seinen vielen Seen. Friedlich lebten auch die Menschen in dieser Stadt, die in ihrem Wappen eine Bärentatze hatte. Da trat eines Tages ein Ereignis ein, das den Hauptbrandmeister Hildebrand zunächst in Rage versetzte. Unordnung konnte er auf den Tod nicht leiden. Als sich die Sache aufklärte, war Herr Hildebrand der erste, der darüber aus vollem Halse lachen konnte.

Schuld daran hatte Gullinski. Gullinski war ein Original, klein und gedrungen. Auf dem Kopf fehlten die Haare. Ähnlichkeit hatte er eigentlich mit dem Lottokönig Schmitz, der vor Jahren in allen bundesdeutschen Zeitungen abgebildet war.

Herr Hildebrand also stand vor Gullinski, der vermutlich ein Deutsch-Pole aus dem Grenzgebiet war. Mit der deutschen Sprache war er — solange man ihn in Sensburg kannte — stets auf dem Kriegsfuß. Gullinski verwaltete die Schlauchkammer, die sich unter dem Rathaus befand. Gullinski war Stadtarbeiter. Er hatte auch für die Reinhaltung der städtischen Abwässeranlage (Kanalisation) zu sorgen. Gullinski verband beide Pöstchen, die man ihm angetragen hatte, auf seine Weise. Zum Reinigen der Gullis benutzte er zuweilen auch die Feuerwehrschläuche, die er nach Gebrauch auf dem Gaswerk, wo er beschäftigt war, oder bei sich zu Hause zum Trocknen aufhing.

Hauptbrandmeister Hildebrand nahm seinen Schlauchverwalter ins Gebet. „Gullinski, wo sind die Schläuche, die wir beim letzten Brand in Gebrauch hatten?" fragte er in herrischem Ton.

Gullinski stammelte: „Die müssen sein wo immer!" Der Hauptbrandmeister inspizierte die Schlauchkammer. Von den Schläuchen keine Spur.

„Gullinski, sehen Sie doch mal bei sich zu Hause nach, vielleicht haben Sie sie dort liegengelassen?"

Gullinski raste nach Hause. Er wohnte am äußersten Südende der Stadt. Atemlos kehrte er zum Rathaus zurück. Sechs Kilometer sind für einen alten Mann wie Gullinski keine Sprinterstrecke. „Schläuche sind nicht", japste er. Darauf der Hauptbrandmeister: „Dann laufen Sie eben noch zur Gasanstalt. Vielleicht sind die Schläuche dort!" Gullinski raste erneut los. Diesmal in die entgegengesetzte Richtung. Vier Kilometer. Nach seiner Rückkehr: „Schläuche sind da auch nicht!"

Hauptbrandmeister Hildebrand wurde wütend. „Verflixt nochmal", wetterte er, „es muß doch wenigstens ein Schlauch zu finden sein!" (Die Betonung lag auf dem Wörtchen „Schlauch".)

Gullinskl murmelte versonnen: „Schlauch — Schlauch?" Dann ging ein breites Grinsen über sein Gesicht: „Aaaah, Sie meinen die Schlauchen? . . . Die hängen bei mich zu Hause auf Spalierobst zum Trocknen!"

Holger Holger.

Gesammelte Prophezeiungen

Ob man die Welt durch eine rosenrote Brille sieht oder durch eine schwarze, ob man Optimist oder Pessimist ist —, niemand sollte an diesem Buche vorübergehen, das sich die Aufgabe gestellt hat, die bekanntesten, aber auch viele unbekannte Prophezeiungen über die Zukunft der Erde und ihrer Menschheit nicht nur zusammenzustellen, sondern sie auch zu erklären, wo sie unklar sind. Seher aller Völker, der Heilige Johannes in der Apokalypse, die Veden der Inder, die germanische Edda, die Cheopspyramide, Nostradamus und Paracelsus, die Sybille von Prag, der irische Seher Malachias und auch die Seher der Gegenwart sind als Zeugen für das Kommende aufgerufen.

Rein religiöse Innenschau steht neben astronomischen und astrologischen Berechnungen aus alter und neuer Zeit. Und es ist alles andere als ein lichtes Zukunftsbild, was den Leser erwartet. Ja, man kann sagen: es ist ein wahrhaft grausiges — menschliches wie kosmisches — Geschehen, das hier, fast übereinstimmend, für eine sehr nahe Zeitspanne vorausgesagt wird. — Man kann sich diesen Aussagen bewußt verschließen, weil man sie für unsinnig hält oder weil man sich fürchtet, ihnen Glauben zu schenken. Allen führenden Politikern unseres Planeten müßte dies Buch jedenfalls in die Hand gelegt werden. Diese könnte es, falls sie überhaupt noch ein Organ für geistige Dinge haben, endlich vielleicht zur Besinnung über ihre Handlungen bringen, die uns gerade in den letzten Jahren oft genug dem höllischen Abgrunde unheimlich nahegebracht haben. Träfen die Prophezeiungen all dieser Seher auch nur zum Teil wirklich ein, wären sie ja nur ein Beweis für die unerbittliche Wirkung des Karmas, das diese Führer der Völker durch ihr wahnwitziges Tun in den vergangenen Jahrzehnten geschaffen haben.

Es gehören starke Nerven dazu, den Inhalt dieses Buches zu verkraften. Alle aber, die im Lichte ihres inneren Menschen leben, dürften auch dies Buch zur Kenntnis nehmen, ohne von ihm zur Verzweiflung gebracht zu werden. Denn wer jenes Lichtes gewiß, braucht auch die tiefste Fisternis nicht zu fürchten.

Marcus Varena: GESAMMELTE PROPHEZEIUNGEN. Verlag Hermann Bauer, Freiburg i. Br. Ln. DM 14,80.

Der Aida-Ochse

Eine heitere Danziger Theatererinnerung von Franz Franke

Im Danziger Stadttheater wurde „Aida" gegeben. Alles ging gut bis zum vierten Bild. Es war so weit, daß der große Triumphzug beim Klange der Aida-Fanfaren langsam und würdevoll gemessenen Schrittes über die Bühne zog. Voran Herolde und Hohepriester, danach der heilige Ochse, ein vergoldetes Kalb aus Holzleisten und Pappmaschée, getragen von sechs Statisten, Krieger schlossen sich an, bis dann zum Schluß der siegreiche Feldherr Radames vor dem Königsthron erscheinen sollte. Die Spitze des Triumphzuges hatte links in eine Kulisse abzubiegen, um den Nachfolgern Platz zu machen und den ägyptischen Kriegern noch einen zweiten Auftritt zu ermöglichen. Die sollten nämlich schnell wie die Feuerwehr hinter dem Rundhorizont herumsausen, um wieder Anschluß an den Triumphzug zu bekommen.

Alles ging, wie gesagt, glatt. Die Sänger waren tadellos in Form, und es versprach, eine Aida-Vorstellung von Format zu werden. Aber leider, einer war nicht ganz in Form, und das war der heilige Ochse. Wohl hatte er die Generalprobe mit „vorzüglich" bestanden, doch während der Premiere versagte er. Weniger er selbst war daran schuld, als vielmehr die Bühnenarbeiter, die sinnigerweise den Abgang durch zu enge Kulissenwände verbarrikadiert hatten.

Als nun der Ochse die enge Kulissengasse passieren sollte, gab es eine Stockung. Bis zum Bauch war er schon jenseits der offenen Bühne. Das Hinterteil und der Schwanz ragten noch in die Szene. Vergebens versuchten die Ochsenträger den heiligen Stier mit Gewalt hindurchzudrücken. Der Erfolg war nur der, daß das Gebilde aus Holz und Pappe immer fester zwischen die Kulissenwände hineingerammt wurde. Es ging nun nicht mehr vorwärts und nicht mehr rückwärts.

Händeringend und fluchend tanzte der Bühnenkapellmeister, der von dieser Stelle aus einen Choreinsatz zu leiten hatte, auf der Stelle. Der eingeklemmte Ochse nahm ihm jede Sicht. Schließlich griff er mit zu, um mit vereinten Kräften das Hindernis zu beseitigen. Er packte den Kopf des Ochsen und fing an, kräftig mit Hau-ruck daran zu ziehen. Dann gab es ein verdächtiges Geräusch, und der Herr Kapellmeister fiel mit dumpfem Gepolter mitsamt der Hälfte des heiligen Ochsen rücklings zu Boden. Das noch verbliebene sichtbare Hinterteil konnte dann mit etwas weniger Anstrengung aus den Kulissen befreit werden.

De Brautschau

Nu war der Otto nich mehr weit von dreißig,
Breit wie e Scheinentor, gesund und fleißig,
Und brauchd e Frau, es war de heechste Zeit,
Drum kriegd er de Marieche zugefreit.

Die war noch jung und hädd noch keine Sorgen,
Huckd staatsch als einz'ges Kind auf hundert Morgen,
Und kriegd von eine Tante aus Berlin
E Haufen Geld und zwölfmal zu beziehn.

Drum hat se auch nich gleich erst wem genommen
Wo bei ihr Sießholz raspeln is gekommen,
E Mordsmergell wie sie mit alles dran,
Die kriegd, das wußd se, immer noch e Mann.

So lauerd se geduldig aufem richtgen,
Nu mißd der Otto hin und ihr besichtgen,
Er schmiß sich inne Brust und im Schakett,
Ging aufe Bahn und kaufd sich e Balljett.

Dann fuhr e halbe Stund er bis Bokellen,
Wo alle Hundchens mittem Zagel bellen
Und wo, e schwarzem Wallach vorgespannt,
Fier ihm e gelbe Gigg am Bahnhof stand.

Das hädd er schriftlich all vor zwei, drei Wochen
Mit die Marie ihr Vater so besprochen.
Nu war er da. Se gaben sich de Hand
Und stiegen ein und fuhren ieber Land.

Natierlich war beim Fahren aufem Wagen
De beste Zeit, noch dies und das zu fragen.
So sprachen se vom Feld und vonnes Vieh
Und zwischendurch auch mal von die Marie.

Dem Otto tat was andres noch bedricken,
Er mißd bloß immer aufem Wallach kicken.
Der schwarze Wallach, nei, war das e Pferd!
Das war bestimmt de ganze Brautschaft wert.

Marieche lächeld, rot bis iebre Ohren,
Und hadd am Otto foorts ihr Herz verloren.
Der ieberlegd e Weilche und beschloß:
„Ich nehm ihr, aber außerdem das Roß!"

„Nei", hat der Vater ihm darauf entgegent,
„Und wenn drei Tage junge Hunde regent,
Das is mein letztes Wort, das merken sich,
De Tochter kriegen Se, dem Wallach nich!"

„So", sagd der Otto drauf, de Stirn in Falten,
„Denn können de Marie Se auch behalten,
Mit Hof und Geld und zwölfmal zu beziehn
Und mit die reiche Tante aus Berlin."

Fimf Jahre später traf er in Gerdauen,
Er dachd, er konnd nich seine Augen trauen,
Per Zufall, wie's so kommt mal, de Marie.
Da ging er auf ihr los: „Verzeihen Sie,

Vor ein'gen Jahren mußden wir uns trennen,
Ich weiß nich, Freilein, ob Sie mich noch kennen."
„Natierlich! Gut! Vleicht dachden Sie wo, nein?
Sie wollden doch mal unserm Wallach frein!"

Dr. Alfred Lau



(79)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Indem daß ich diesem Brief an Ihnen schreiben tu, is mir es bißche feierlich untre West, denn er kommt inne Jubiläums-Nummer rein. Die Zeitung, wo Sie jetz inne Hand haben, is de zwölfte im zehnten Jahr. Zu was soll einer sich einfach ausdricken, wenn es auch umständlich geht. Aber, daß Se mir nu richtig verstehn: Mit diese März-Ausgabe besteht unsre „Ostpreußen-Warte" genau zehn Jahre. Na, is das vleicht nich e Grund, einem hintrem Häls'che zu kippen?

Stellen sich das emal richtig vor: Zehn Jahre sind einhundertzwanzig Ausgaben. Wenn Se jede Ausgabe im Durchschnitt bloß mit virzehn Seiten rechnen, denn sind das eintausendsechshundertachtzig Seiten. Jede Seite hat vier Spalten, und in jede Spalte stehen durchschnittlich siebenhundertsechzig Wörters. Das sind auf jede Seit dreitausendundvirzig Wörters, auf eintausendsechshundertachtzig Seiten also fimf Milljonen und einhundert-siebentausendundzweihundert Wörters.

An diese Stell hat mir de Emma, was meine Frau is, rauh und gemietsarm mit die ieberflissige Frage unterbrochen, was ich da vor mir hinbabbeln tu. Dadrauf hab ich ihr aufgeklärt, daß ich mir mit eine schwierige Aufgabe beschäftige, nämlich mit die Statisterie. Da wurd se neigierig, legd das Strickzeig weg, hob mit große Miehe ihre Huckmaschien vom Stuhl und kam kicken. Und wie se meine Zahlen sah, da zog se hochmietig de Nas kraus, als wenn wo schlecht riechen tat und sagd:: „Das heiß nich Statisterie, sondern Statistik."

Was soll einer machen, einer muß glauben. Aber was nitzt einem nu de scheenste Statistik, wenn einer außes Rezept gebracht is. Wie weit waren wir nu? Ach ja, bei die fimf Milljonen und einhundertsiebentausendzweihundert Wörters auf die eintausendsechshundertachzig Seiten. Nun hat jedes Wort im Durchschnitt ungefähr neun Buchstaben, das sind bei fimf Milljonen ... sehn Se, und da verließen se mir. Einer is ja schließlich kein Patronen-Gehirn, wo einer bloß aufm Knopp drickt, und denn spuckt er de Zahlen aus. Mit die Buchstabenrechnung hab ich mir bei meine heehere Volksschulbildung nich beschäftigt. Mir geniegt es, daß ich de Wörters rausgekriegt hab. Wer nu auch noch wissen will, wieviel Buchstaben das sind, der soll selbst weiterrechnen. Ich zerbrech mir nich weiter meinen Kirbis, sonst mach ich ihm noch entzwei oder verpiß womeeglich das ganze Jubiläum. Ihnen is sicher auch all ganz schwindlig. Oder nei?

Sehn Se, zehn Jahre haben viele kluge Leite — wobei ich mir noch garnich mitrechnen will — viele kluge Gedanken auf Papier gebracht, zehn Jahre hat de Redaktzjohn diese Gedanken zurechtgefummelt und zugepaßt, zehn Jahre haben viele von Ihnen, meine lieben Landsleite, trei und brav ihre Dittchens abgeliefert und von eine Nummer aufe andre gewartet wie e Hundche aufem Knochen. Deshalb heiß unsre Zeitung ja auch Warte. Einer freit sich imimer rein krieslig, wenn einer ihr liest, und denn wartet er all aufe nächste Ausgabe im nächsten Monat.

Wenn ich nu auch emal von meine Wenigkeit sprechen darf, denn kann ich stolz, aber auch iebermietig feststellen, daß ich e ganz scheenes Stick von die zehn Jahre mit unsre „Ostpreußen-Warte" mit-gesockt bin, nämlich neinundsiebzig Monate. Socken Sie mal neinundsiebzig Monate, das sind sechs Jahte und sieben Monate, denn wissen Se ganz genau, was Se getan haben.

Ja, wo is de Zeit geblieben? Inne Ritz geschorrt und mittem Schlorr bedeckt, sagden wir zu Haus. Und nu kommen de nächsten zehn Jahre ran, das sind fier unsre „Ostpreußen-Warte" wieder zehn Jahre Arbeit, Miehe und Sorgen. Se kann ja nich außem vollen Krebsch nehmen, sondern muß jedem Dittche dreimal umdrehen, ehr daß se ihm ausgibt. Se wissen ja: „Eerscht de Näs, on denn dem Schniefke!" De Nas is da, und fierem Schniefke können Sie, meine lieben ostpreißischen Landsleite, sorgen, indem daß Se ihr zum Geburtstag e bißchen was zustecken. Was meinen Sie, wie das hinhaut, wenn ihr jeder bloß einem neien Leser besorgt, sozusagen dem Schniefke fier einem Nasloch. Denn kann unsere „Ostpreußen-Warte" sich noch ganz anders riehren wie bis jetz. Kicken Se sich mal e bische inne Nachbarschaft um, denn werden Se bestimmt einem zergrabbeln, wo bloß dadrauf gelauert hat, daß ihm einer e Dulks gibt.

Und nu kommt mein Geschenk zum zehnten Geburtstag. Gefeiert hab ich ihm all, aber auf meine Art: De Fieße gewaschen, e frisches Hemd angezogen, e Ziehgarr innes Maul gestochen und e paar Ausgewachsene innem Schlung gegossen. De Emma, was meine Frau ist, kriegd richtig Angst bei meine Vorbereitungen, denn es is ja noch lang nich Ostern. Aber wie se mir ganz vorsichtig fragen tat, ob se nich vleicht Unfallwagen anrufen solld, — wissen Se, bei sone Gelegenheiten is se menchsmal spitz wie e Stöpfnadel, und das schmeißt keinem ginstigen Licht auf ihr —, machd ich e Gesicht wie e Staatzanwalt, erhob mir vom Stuhl und meinem Glas vom Tisch und sagd: — — — ich wolld sagen, aber de Emma ließ mir nich, indem daß se mir zuvor kam: „Nu gib man nich so an wie e Kurrhahn aufem Misthaufen oder wie e alter Filzschlorr im sauren Kumst. Wie meine Oma von Mutters Seit ihm rauszog, meind se: Ich wussd es all immer, daß bei uns nuscht verloren geht."

Auf die Art wolld se mir auße Fassong bringen, daß ich lachen solld. Aber ich lachd nich, sondern kickd ihr ganz ernst und wirdevoll an. Denn nahm ich noch emal Anlauf: „Fier solche Mätzchen hab ich jetz kein Verständnis nich, ich bin gerad dabei, einem Glickwunsch an unsre „Ostpreußen-Warte" zu schreiben, wo ihrem zehnten Geburtstag feiert."

Da meind de Emma: „Das häddst aber auch gleich konnt sagen." Und denn huckd ich mir hin und schrieb:

Liebe Ostpreußen-Warte!

Als heeherer Postbeamter z. A., als älterer Kollege von dem jungen Goldmedaillen-Sieger Georg Thoma und als langjähriger Mitarbeiter mache ich mir jetz zum Sprecher von zehntausende Landsleite aus Ost- und Westpreußen. Unvorbereitet wie ich mir habe, sende ich Dir herzliche Grieße und Glickwinsche zum zehnjährigen Bestehen. Du sollst weiter wachsen, bliehen und gedeihen, und wir alle wollen Dir dabei behilflich sein. Und daß es auch richtig fluscht in die nächsten zehn Jahre, schmeiß dem Schäckert runter, spuck Dir inne Hände, und denn ran am Speck nach dem alten ostpreißischen Leitspruch: Hau rein, Koslowski! Ich aber heb jetz mein Glas und stoß an auf Dich und Deine Zukunft. De Emma hat sich auch was eingegossen, denn, wo was los is, muß se natierlich dabei sein.

Solang, wie de Flieg aufes Schmalzbrot huckt,
Solang, wie noch immer de Gurgel juckt,
Solang, wie der Bauch inne West noch paßt,
Solang, wie noch einem zu suckeln hast,
Solang, wie der Pregel am Bollwerk stoßt,
Prost!

Im Gedenken an unsre schöne Heimat grüßt Dich, liebe „Ostpreußen-Warte", zugleich im Namen Deiner großen, treuen Lesergemeinde,

Dein Ernst Trostmann,
Landbriefträger z. A.

N. B. (Das heißt: Nuscht Besonderes): Vonne Emma, was meine Frau is, soll ich noch extra grießen. Se ließ es sich nich ausreden.

Wir gratulieren!

Goldene Hochzeit

Eheleute Kaufmann i. R. Walter Tielsch und Käte geb. Böhm aus Königsberg am 21. März in Stuttgart 13, Lehmgrubenstraße 30. Der Jubilar ist den älteren Königsberger Automobilisten als der jahrelange Innendienstleiter der Daimler-Benz-Werke auf dem Samlandweg bestens bekannt.

95. Geburtstag

Martha Lippke aus Tilsit (geb. in Thorn) am 2. Februar in Schwichteler (Oldb) als ältestes Glied der evgl.-luth. Kirchengemeinde Cappeln.

90. Geburtstag

Marie Wolff geb. Happeck aus Sensburg am 3. Februar in Grone bei Göttingen, Friedensstraße 5.

82. Geburtstag

Theodora Schellhammer geb. Theurer aus Allenstein, Bahnhofstraße 66, am 20. März in Seesen/Harz, Lange Straße 16, wo sie jetzt bei ihrer Tochter Charlotte und ihrem Schwiegersohn Kaufmann Wilhelm Dziersk lebt.

80. Geburtstag

Henriette Jenderny geb. Skorupowski aus Mispelsee, Kreis Osterode, am 3. Februar in Sulingen, Hindenburgstraße 24a.

Hermann Köbernick aus Ortelsburg am 30. Januar in Alfeld, Perkstraße 20.

78. Geburtstag

Lina Voß aus Allenstein am 31. März in Seesen/Harz, Gartenstraße 20.

77. Geburtstag

Kaufmann Ernst Hauptmann aus Königsberg/Pr. am 12. März in Münchehof 97 über Seesen/Harz.

75. Geburtstag

Pfarrerswitwe Marie Schibalski aus Neuhausen/Ostpr. am 9. März in Bornhausen 2 über Seesen/Harz.

60. Geburtstag

Oberst a. D Hans-Ulrich Neumann, letzter Friedenskommandeur des Pionier-Batl. II Lötzen, am 13. März in Helmstedt, Elzweg 60.

März-Geburtstagskinder in Flensburg

Wilhelmine Wendling aus Königsberg/Pr., heute wohnhaft Mürwiker Straße 144, am 5. März 85 Jahre.

Johann Szpanski, Adolph-Menzel-Weg 2, am 1. März 75 Jahre.

Johann Blaskowitz, Lg. Weiche B/I 54, am 2. März 81 Jahre.

Julius Bung aus Lyck, wohnhaft Schleswiger Straße 26, am 15. März 70 Jahre.

Helene Langhans aus Treuburg, wohnhaft Schloßstraße 21/II., am 16. März 75 Jahre.

August Kross aus Semen, Kreis Bartenstein, wohnhaft Ochsenweg 38, am 16. März 81 Jahre.

Waldemar Nielsen aus Königsberg/Pr., wohnhaft Lundweg 2 (Hochhaus), am 16. März 83 Jahre.

Henriette Orlowski aus Freistadt, Kreis Rosenberg, wohnhaft Tarup, Kreis Flensburg, am 22. März 86 Jahre.

Berta Farnsteiner aus Blockwede, Kreis Schloßberg, wohnhaft Eichenstraße 3 bei Born, am 30. März 85 Jahre.

Else Kursch aus Königsberg/Pr., wohnhaft Jürgensgaarderstraße 11, am 30. März 80 Jahre.

Elise Kossak aus Königsberg/Pr., wohnhaft Westerallee 37, am 31. März 83 Jahre.

Das Heimatblatt „Ostpreußen-Warte" wünscht allen Jubilaren recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit.

*

Schinkel reist durch Ost- und Westpreußen

Ergänzend zu unserem Beitrag in der Februar-Ausgabe unter dem Titel „Schinkel reist durch Ost- und Westpreußen" teilten wir mit, daß diese Briefstellen und Tagebuchaufzeichnungen Schinkels sowie auch die beiden wiedergegebenen Federzeichnungen dem Buch „SCHINKEL / REISEN IN DEUTSCHLAND" hrgg. von Carl von Lorck (Dom-Verlag Essen) entnommen worden sind. Das Buch ist ein Schatzkästlein für jeden Kunstfreund.

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Münster

An Stelle eines eigenen Berichtes über die letzte Mitgliederversammlung der Ost- und Westpreußen lassen wir den Berichterstatter der „Westfälischen Nachrichten" sprechen: Im Anschluß an die Begrüßung machte Kulturrefrerent Kleinefeld die Versammelten mit dem Gestalter des Abends, Dr. Alfred Lau, bekannt, der zum erstenmal nach Münster gekommen war, um seine Landsleute mit seinen humorvollen Vorträgen zu erfreuen. Der überaus stark besuchten Versammlung wurde ein Abend herzerfrischenden ostpreußischen Humors in heimatlicher Mundart geboten. Zwei Stunden lang prasselte ein Feuerwerk von Geschichten, Gedichten und Anekdoten mit köstlichen Pointen auf die Hörer herab, die mit nicht endenwollendem stürmischen Beifall Dr. Lau dankten. Noch lange wird dieser heimatliche Humor in den Herzen aller Landsleute nachklingen. Der Chor beendete den Abend mit dem Lied „Es dunkelt schon in der Heide".

Traunstein

In der gut besuchten Jahreshauptversammlung der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen wurde dem Vorstand nach dem Bericht des Vorsitzenden Karl Folkerts, des Kassenwarts und der Kassenprüfer Entlastung erteilt. Die anschließende Vorstandswahl brachte keine Veränderungen. Anschließend wurde das bevorstehende Faschingsvergnügen und die Feier des zehnjährigen Bestehens der Ortsgruppe besprochen. Mit einem Königsberger Fleckessen schloß das Treffen in gemütlicher Runde.

Am 13. Februar führte die Ortsgruppe gemeinsam mit dem Männer-Gesangverein Traunstein im Hofbräuhaus eine Faschingsveranstaltung als „Gemeinschaftsproduktion" unter dem Motto „Vom Bernsteinstrand zum Alpenland" durch, was sich als Volltreffer erwies. Stimmung und Humor hielt die Veranstalter lange zusammen.

Celle

Auf der gut besuchten Jahreshauptversammlung der LO Celle-Stadt erstattete der 1. Vorsitzende, Assessor Novak, den Tätigkeitsbericht über das abgelaufene Geschäftsjahr. Ferner gaben die Kassenprüfer den Bericht über die Kassenführung. Der Bestand an Mitgliedern hat gegenüber dem Vorjahre keine wesentliche Veränderung erfahren. Verschiedene Veranstaltungen, wie Heimatabende, Busfahrten nach Berlin und in die nähere Umgebung von Celle sowie Vorträge verschiedenster Art waren dazu angetan, den Zusammenhalt der Landsleute zu fördern. Nach Entlastung des Vorstandes und der Bezirksleiter erfolgte einstimmige Wiederwahl. Als Abschluß wurde der Tonfilm „Ostdeutsche Heimat — heute" vorgeführt, der einen sehr nachhaltigen Eindruck bei allen Teilnehmern hinterließ.

Fürth

Bei der diesjährigen Jahreshauptversammlung der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen erinnerte der 1. Vorsitzende Lm. Adomat in seinen Begrüßungsworten an das Schicksalsjahr 1920 für die Provinz Ostpreußen, in dem durch Abstimmung der größte Teil Masurens vor dem Zugriff der Polen gerettet werden konnte.

Der ausführliche Jahresbericht des Vorsitzenden erbrachte den klaren Beweis, daß alle Veranstaltungen gewissenhaft darauf vorbereitet waren, neben den Vereinsangelegenheiten eine spezielle kulturelle Aufgabe zu erfüllen, zu deren erfolgreicher Lösung auch hervorragende auswärtige Kräfte gewonnen wurden. Eine Stärkung und Bereicherung unserer kulturellen Tätigkeit erfuhren wir durch die Mitarbeit der Danziger und Pommerschen Landsmannschaften bei besonders wichtigen Veranstaltungen.

Ihrem Dank und Vertrauen gaben die anwesenden Mitglieder dadurch Ausdruck, daß sie den Vorstand statt auf ein Jahr auf drei wiederwählten: 1. Vorsitzender Hermann Adomat, 2. Vorsitzender Anna Kowalewski (Frauengruppenleiterin), Kassier Erwin Kowalewski, Schriftführer Kurt Kohn, Kulturwart Bruno Hahn, Beisitzer Franz Weidmann, Lotte Nikolai, Anni Döring und Paul Borowski.

Die Arbeit im neuen Jahr beginnt auf den Antrag des Vorsitzenden mit einer Sammlung von Bekleidungsstücken auch unter der einheimischen Bevölkerung für die „Bruderhilfe Ostpreußen". Spenden nehmen entgegen: Anna Kowalewski, Karolinenstraße 104 und Hermann Adomat, Herrnstraße 9.

Nächste Veranstaltung: 16. März, Monatsversammlung mit Lichtbildervortrag von Stadtarchivrat Dr. Schwammberger über „Das Leben in einer mittelalterlichen Stadt".

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm, (23) Oldenburg (Oldb.), Gotenstraße 33.

Allen Geburtstagskindern des März und vorweg noch einem Februarier herzliche Glück- und Segenswünsche für das neue Lebensjahr! Von ihnen vollendeten und vollenden am 27. 2. Horst Skodowski (Marienwerder und Graudenz) **das 70. Lebensjahr**; am 12. 3. Hertha Hesse-Migge (TC Königsberg) **das 30. Lebensjahr**; am 3. 3. Fritz Enders (KMTV Königsberg), am 11. 3. Ingeborg Knoblauch-Sowa (Riesenburg, Marienwerder, TC Königsberg), und am 24. 3. Hulda Wachner (Dt.-Eylau) **das 50. Lebensjahr;** am 9. 3. Hertha Jander-Siebert (Marienwerder) **das 60. Lebensjahr;** am 3. 3. Fritz Weißenberg (Marienburg) **das 75. Lebensjahr;** als Ältester wird am 15. 3. Otto Weigel (Rosenberg/Westpr.) 86 Jahre alt. Allen ein kräftiges Gut Heil!

Vom XIX. Kreisturnfest des Kreises I NO der DT und der 50-JahrFeier dem MTV Graudenz am 2., 3. und 4. 7 1910 stifteten Turnbruder Konrad Seeschipp und Frau geb. Lupke die damals erschienene Festzeitung. Schöne Erinnerungen tauchen auf beim Lesen und beim Betrachten der Bilder. Die Namensliste der gemeldeten 1055 Festteilnehmer enthält die Namen einer ganzen Reihe von Turnbrüdern und Turnschwestern unserer Familienkartei, darunter auch Max Wohlers als 1. Turnwart in Graudenz.

In Oldenburg (Oldb.) findet vom 26. 6. bis 3. 7. 1960 das Landesturnfest des Niedersächsischen Turnerbundes und des Bremer Landesturnverbandes statt. Hoffentlich kann ich bei dieser Gelegenheit recht viele alte Turnfreunde begrüßen, die jetzt in diesem Raum ihre turnerische Heimat gefunden haben.

Das Jahrbuch der Turnkunst 1960 hat wiederum wie in den vorangegangenen Jahrgängen einen Bericht über die Gemeinschaft unserer Turnerfamilie gebracht. Wir danken dem Deutschen Turnerbund als Herausgeber und dem Schriftleiter Walter Hulek, Bremen, für diesen Beweis der vollwertigen turnbrüderlichen Anerkennung unserer Gemeinschaft. Auch über die Arbeitsgemeinschaft der Sudetendeutschen Turner und Turnerinnen ist in dem Jahrbuch berichtet. Wegen des vielseitigen unterrichtenden Inhalts über den Aufbau des DTB und die turnerischen Geschehnisse des Jahres 1959 empfehle ich die Anschaffung des Büchleins. Unter den vielen Mitarbeitern im Bundesvorstand und in den Landesturnverbänden mit ihren Gliederungen kann fast jeder von uns in dem Buch aus der Heimat bekannte Namen finden.

Zu meinem Geburtstage — dem 72. — sind mir wieder aus Ost und West, aus Süd und Nord so viele Glückwünsche, Blumen und andere Angebinde zugegangen, daß ich die Einzelbeantwortung nicht bewältigen zu können fürchte. Daher bitte ich das Ausbleiben im Einzelfalle nicht als Absicht oder Gleichgültigkeit anzusehen. Unendliche Freude hat das allseitige Gedenken in mir ausgelöst, aus der ich nicht zuletzt neue Kraft für weitere Arbeit in unserer Gemeinschaft schöpfe. Auf diesem Wege möchte ich allen meinen herzlichsten Dank sagen. Dabei hoffe ich, daß wir alle im September ein gesundes und freudiges Wiedersehen beim **XI. Wiedersehenstreffen** in Espelkamp-Mittwald feiern können. Eine beachtliche Zahl von Voranmeldungen liegt bereits vor.

Onkel Wilhelm.

Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 3 | Ausgabe B der Ostpreußen-Warte | März 1960

Die „Insterburg" tauchte auf

Begegnung mit einem Schiff aus der Heimat im Kieler Hafen

In den letzten Herbsttagen besuchten wir eine liebe ostpreußische Fischerfamilie in einem Dorf an der Kieler Förde. Unsere beiden Jungen hatten eine gemeinsame Liebe: den Hafen mit den sich bisweilen sanft schaukelnden Booten und Schiffen. Draußen auf der Förde, wo die Makrenfischer voller Spannung auf die roten tanzenden Knöpfefl ihres Angelgerätes blickten, war es sicherlich schön, aber auf die Dauer etwas langweilig. Und hatte nicht auch der plötzlich aufkommende ablandige Sturm das kleine Boot immer mehr in Richtung des Bülker Leuchtturms getrieben? Im Hafen war es stets interessant. Auf der linken Seite schliefen sich die behäbigen, dunklen Fischkutter von ihren weiten Fahrten aus, und auf der anderen Seite wiegten sich elegante, stolze Yachten, die man als Sinnbilder der schlanken Linie und der Sauberkeit nicht genug bewundern konnte. Wie vollblütige Trakehner kamen sie in den Hafen gerast, um sich artig an eine Ankerboje festlegen zu lassen.

Eigenartigerweise aber zogen die dickbauchigen Kutter die beiden Jungen noch mehr an als die gepflegten schnittigen Yachten. Hier konnte man doch vom Kai aus auf die Planken springen, ins Steuerhaus flitzen und nach unten schauen, wo es so schön nach Maschinen roch.

Als wir am Tage vor unserer Abfahrt noch einmal, von See kommend, eine Hafenabschiedsrunde machten, fragte mich der Große: „Was ist da so Interessantes zu sehen?"

Ja, was? Es war kein Kutter, keine Yacht, es war ein schweres, dunkles Motorschiff, größer als die anderen, und es wirkte in seinem abgetragenem Gewande wie ein Rübezahl, der kurz auftaucht und morgen wo anders ist. Wie eine Kraftgestalt mit sagenhafter Vergangenheit.

Ein schon etwas verschwommener Name auf dem Bug ließ die Gegenwart verschwinden: „INSTERBURG".

War nicht mein Leben irgendwie mit diesem Namen verbunden? Wieviele hundert Mal hatte man den Fragebogen ausgefüllt: Geboren in — und die Hand schrieb dahinter: Triaken, Kreis Insterburg . . . wo jetzt die Russen sind.

Der jüngere Bruder schaute aufmerksam dorthin, wo unsere Blicke sich kreuzten. „Wie heißt das Schiff, mein Junge?"

„Insterburg", klang es über das Wasser, wohl zum erstenmal in seinem Leben sprach er das Wort aus. Ich freute mich: es klang noch irgendwie ostpreußisch. So etwas wie ein schar fes rr war dabei — obwohl er doch im Westen geboren war. Eigenartig, wie Leben in tote Namen kommt, wenn ein lieber Mund sie ausspricht. „Sag mal „Gumbinnen". Sag mal „Tilsit". Sag mal „Pr. Eylau". „Papa, was soll ich noch sagen?" „Alles, alles, mein Jung, damit alles lebendig bleibt!"

Vor langer Zeit hielt vor der Kirche am Markt in Insterburg ein Auto, dem drei Personen entstiegen. Sie traten in den halbdunklen Raum. Lange verweilte das alte Ehepaar vor dem Altar. Beim Verlassen sagte eine liebe Frauenstimme: „Hier bin ich getauft und eingesegnet und hier wurden wir getraut. Heute hast du uns hierher gefahren, . . . es war das schönste Geschenk an unserer Goldenen Hochzeit."

Mein Blick blieb an den Köpfen der Jungen hängen. Der schönste Tag eurer Großmutter, die ihr nie gesehen, nie gekannt habt . . .

Das Schiff sah nicht schön aus. Spuren von Rost zeichneten sich am Rumpf ab. Aber ist die Hand eines Landsmannes schmutzig, wenn an ihr Reste von Erde zu sehen sind? Rost! Schrott! Existenz!

„Na, Jungens, welches Schiff gefällt euch am besten?" „Die Yachten sind schön." Ich sah nicht zu ihnen hinüber. „Die Kutter sind aber gemütlicher." Ich war zufrieden. Der Jüngere schaute liebevoll zu dem schweren, dunklen Schiff hin und sagte: „Wenn wir mal weit, ganz weit fahren werden, dann hoffentlich auf der Insterburg."

Die Gegenwart fährt mit ihrer ewig unruhigen Hand über die Gestalten der Vergangenheit. Aber es gelingt ihr nicht, sie auszulöschen. Kantige Felsen werden von immerwährendem Wellenschlag glatt und abgeschliffen.

Als ich in später Nacht noch einmal am Hafen stand und dorthin schaute, wo die „Insterburg" gelegen hatte, ragten aus dem Dunkel des nächtlichen Horizonts verschwommene Konturen hervor: die Burg an der Inster.

H. Wensky



Aus dem Nebel des Kieler Hafens tauchen plötzlich vor uns die schemenhaften Umrisse der „Insterburg" auf, ein Gruß der fernen Heimat.

Zum „Schmeckbier" aufs Schloß

Ein alter Königsberger Brauch und sein Ursprung

Bis in das 17. Jahrhundert ist es in Königsberg streng eingehaltener Brauch gewesen, daß der Burggraf im Namen der Landesherrschaft Vertreter der Bürgerschaft ohne Unterschied des Standes alljährlich zu Himmelfahrt auf dem Schloß mit „Schmeckbier" zu bewirten hatte.

Dieses schöne Brauchtum entstammte noch der Ordenszeit, da es sich die Königsberger Brauer damals als hohe Ehre anrechneten, den Ordensmarschall in jedem Jahre zum „Schmecken" des Märzenbieres einzuladen, worauf sich dieser natürlich revanchierte und seinerseits die Brauer auf die Burg „zu Biere" lud.

Allerdings gibt es nach der Überlieferung auch noch die folgende Version, die sogar geschichtlichen Hintergrund hat, nämlich die Schlacht bei Rudau 1370. Schon neigte sich das Kriegsglück auf die Seite der Litauer, da entriß, der Sage nach, der kneiphöfische Schustergesell Hans von Sagan dem sterbenden Bannerträger die Ordensfahne und voranstürmend spornte er das schon zurückweichende Ordensheer zu erneutem Vorgehen an. Der Feind wurde geschlagen. Zum Dank für diese Tat hat Hochmeister Winrich von Kniprode Hans von Sagan belohnen wollen, dieser aber hat nur gebeten, an jedem Jahrestage der Schlacht die Königsberger Schuster auf dem Kneiphof festlich bewirten zu lassen.

Beim „Schmeckbier" allein ist es nicht geblieben. So berichtet die Chronik, daß beim „Abschmecken" am 5. Mai 1587 insgesamt Ausgaben „an Verzehr" entstanden sind: u. a. für fünf ausgewachsene Ochsen, 34 Kälber, 70 Schinken, zwei Schock Hechte (120 Stück), vier Schock Hühner, 66 Schock Krebse, 252 Stof Wein und 25 Faß Märzbier. Man sieht, schon im alten Königsberg hat man zu leben verstanden, und nicht schlecht!

Über Verlauf und Zeremoniell eines solchen „Schmeckbier-Mahles" berichtet der Chronist Lucas David nähere und interessante Einzelheiten:

„Etzliche Tage vor der Auffahrt Christi werden vom Burggraf zu Königsberg etzliche Diener an Bürgermeister, Rat und Kaufmann, insogleichen auch an die Gemeinde der Stadt Kneiphof (Königsberg war damals noch eine Dreistädtestadt) gefertigt, die sie zum Abendmahl im Schlosse zu Königsberg auf den Auffahrtsweg zu erscheinen einladen, die dann auch als die Gehorsamen den Jahrestag zu begehen erscheinen. Ungefähr 300, mehr oder weniger, kommen fast um 4 Uhr gegen Abend ganz ordentlich zu dreien in einer Reihe, ihr Bürgermeister mit etzlichen Rahtsverwandten vorher über den Altstädtischen Markt, die anderen alle gantz ehrlichen ihnen nachfolgen, die Treppe hinauf ins Schloß. Hier werden sie vom Burggrafen und anderen bei sich habenden des Fürsten Räthen und vom Adel empfangen, in die Hofstuben geleitet und an die Tische geordnet und gesetzet, ein jeder nach seinem Stande, da ihnen dann mit Speise und gutem Trank, als Wein, Met und gutem Märzenbier ihnen genug die Fülle gegeben wird.

Also werden sie dann bis 9 Uhr den Abend vom Burggrafen und andern mehr bis an die Pforte, dadurch sie ins Schloß kamen, geleitet. Allda wird auch dann nach gewöhnlichem Brauch ein guter Trunk gehalten. Von da begleitet man sie ferner durch den Zwinger des Schlosses bis an die Treppe, so bei der Müntze auf den Markt der Altenstadt gehet. Da wird abermals ein Stillstand und ein guter Trunk gehalten. Darnach gehet man bis unten an die Treppe, da hält man zuletzt einen guten Trunk. Denn gute Freunde können sich nicht leichtlich scheiden! Dermaßen wird des guten Schustergesellen Jahrgedächtnis gehalten und vollbracht. Doch habe ich vergessen mitzuteilen eine sondere kriegerische Herrlichkeit, die nach altem Brauche vielleicht damit anzuzeigen, daß dieses Jahrgedächtnis in und mit Kriegen zuwege bracht worden.

Wenn unter Essens das Gebratene wird auf den Tisch gebracht, alsdann hebet man an, mit allen Trommeln in der fürstlichen Hofstube zu trommeten und die Heertrommel zu schlagen. Das währet auch fast eine Stund und länger. Darnach werden ungefähr zwischen 7 und 8 Uhr nach geschenem Abendmahl Bänke vor dem Stock im Hofe des Schlosses gesetzet. Darnach gehet man aus der Hofstuben auf die Bänke sitzen. Da fangen allererst die guten Trunke an. Die Trommeter stellen sich, der eine fast in den Winkel beim Balbirer, der andre bei dem Born, doch fast mitten im Schloß, der dritte an den Ort nahe der Kirche, der vierte an einen andren Ort. Da bläset ein jeder sonderlich als wie man im Zuge pfleget zu blasen, und wenn da einer aufhöret, fänget der andre an. Die Heertrommel aber gehet fast ohne Aufhören. Das wird dergestalt gehalten zum Gedächtnis bis daß man scheidet!"

Nach den Ausführungen des Lucas David scheint die mutige Tag des kneiphöfischen Schustergesellen doch nicht nur Sage zu sein, wie bisher meistens angenommen wurde. ha.

Paten und Patenkinder

Nachstehend veröffentlichen wir eine Aufstellung über die z. Zt. bestehenden westdeutschen Patenschaften für ostpreußische Städte und Gemeinden. Zwischen vielen dieser Paten und Patenkinder hat sich inzwischen eine fruchtbare Zusammenarbeit ergeben, wie zum Beispiel die Betreuung der Heimatkarteien durch die Verwaltungen der Patenstädte, die Durchführung von Kinderfreizeiten, die Einrichtung von Heimatstuben und Ausstellungen, Hilfeleistungen für die Durchführung der jährlichen Heimatkreistreffen, Betreuungsaktionen für heute in der DDR lebende ehemalige Einwohner der betreffenden ostpreußischen Städte usw.

Die Aufstellung nennt an erster Stelle den westdeutschen „Paten" und an zweiter das ostpreußische „Patenkind".

Aschendorf, Stadt — Guttstadt, Stadt; Aschendorf-Hümmling, Kreis — Heilsberg; Bartenstein, Stadt/Wttbg. — Bartenstein, Stadt; Bentheim, Kreis — Elchniederung; Bergisches Land, kommunale Arbeitsgemeinschaft — Treuburg, Landkreis (s. a. Opladen); Bielefeld, Stadt — Gumbinnen, Stadt und Landkreis; Bochum, Stadt — Neidenburg, Landkreis einschl. Neidenburg, Stadt und Soldau, Stadt; Burgdorf, Stadt — Zinten, Stadt im Landkreis Heiligenbeil); Burgdorf, Landkreis (s. a. Lehrte) — Heiligenbeil, Landkreis; Duisburg, Stadt — Königsberg, Stadt; Eckernförde, Stadt — Pillau, Stadt; Flensburg, Landkreis — Johannisburg, Stadt und Landkreis; Gelsenkirchen, Stadt — Allenstein, Stadt; Gießen, Stadt — Mohrungen, Stadt und Landkreis; Hadeln, Landkreis — Labiau; Hagen, Stadt — Lyck, Kreis; Hann. Münden, Stadt — Ortelsburg, Stadt; Hann. Münden, Kreis — Ortelsburg, Kreis; Harburg, Landkreis — Schloßberg (Pillkallen) Landkreis; Hoya, Grafschaft — Wehlau, Landkreis; Itzehoe, Stadt — Preußisch-Holland, Stadt — Kassel, Stadt — Ebenrode (Stallupönen), Landkreis; Kellinghusen, Stadt — Mühlhausen, Stadt; Kiel, Stadt (s. a. Plön/Holst.) — Tilsit, Stadt; Krefeld, Stadt — Insterburg, Stadt und Landkreis, Lägerdorf, Gemeinde im Kreis Steinburg/Holst. — Stadt Schippenbeil; Lehrte, Stadt — Heiligenbeil, Stadt; Mannheim — Memel, Stadt und Landkreis, Pogegen, Heydekrug; Meppen, Landkreis — Rößel, Landkreis; Mettmann/Rh., Stadt — Angerapp, Stadt; Minden, Landkreis — Königsberg, Land; Münster, Stadt — Braunsberg, Stadt und Landkreis; Neumünster, Stadt — Lötzen, Stadt und Landkreis; Nienburg/Weser, Stadt — Heimatkreisgemeinschaft Bartenstein (Stadt Bartenstein, Stadt Domnau, Stadt Friedland, Stadt Schippenbeil); Nienburg/Weser, Kreis — Bartenstein, Kreis; Opladen, Stadt — Treuburg, Stadt; Osnabrück, Landkreis — Allenstein, Landkreis; Osterode/Harz, Stadt — Osterode, Stadt; Osterode, Landkreis — Osterode, Landkreis; Pinneberg, Stadt — Fischhausen, Stadt; Pinneberg, Landkreis — Fischhausen, Landkreis; Plön/Holst., Landkreis — Tilsit-Ragnit, Landkreis; Stadt Plön/Holst. — Gemeinde Schillen; Stadt Lütjenburg/Holst. — Gemeinde Breitenstein; Gemeinde Schönberg, Kreis Plön — Gemeinde Trappen; Gemeinde Flintbeck, Kreis Plön — Gemeinde Altenkirch; Gemeinde Heikendorf, Kreis Plön — Gemeinde Untereisseln; Preetz/Holst., Stadt — Ragnit, Stadt; Rees, Kreis — Rastenburg, Kreis; Stadt Emmerich — Gemeinde Korschen; Stadt Rees — Stadt Barten; Stadt Isselburg — Stadt Drengfurth; Amt Schermbeck — Gemeinde Heiligelinde; Remscheid, Stadt — Sensburg, Kreis; Rendsburg, Stadt — Gerdauen; Rendsburg, Landkreis — Gerdauen, Landkreis; Rotenburg/Hann, Landkreis — Angerburg, Landkreis; Stade, Landkreis — Goldap; Steinburg, Landkreis — Preußisch-Holland — Landkreis; Verden/Aller, Landkreis — Preußisch-Eylau, Landkreis; Wesel, Stadt — Rastenburg, Stadt; Winsen/Luhe, Stadt — Schloßberg (Pillkallen, Stadt).



RUTH SYRING

Vorfrühling

Ein junger Gärtner gräbt im Park.
Die Trauerweiden geben sich dem Wind.
Braunschwarze Schollen duften stark.
Irgendwo lacht ein Kind . . .

Aus kahlen Zweigen erstes Amsellied,
fein stäubt ein Regen in das Grau.
Ein Vogelschwarm nach Norden zieht.
Am Fenster eine junge Frau . . .

Und Regen feuchtet mir das Haar.
Ein Hirt die Herde heimwärts lenkt.
So wird mir schon das künftige Jahr
in dieser Stunde sanft geschenkt.

Von dem heutigen Betrieb im einstigen Palmnicken

Der „Bernstein", der schon seit altgermanischer Zeit gefischt und über Aquileja bei Triest nach Süden exportiert wurde, war bei den Griechen als Elektron, weil sie seine elektromagnetischen Kräfte nach Reiben mit Wolle festgestellt hatten, und bei den Römern als sucinum, d. h. als erkalteter Saft (sucus) sehr begehrt und wurde in dem einzigen Bernsteinbergwerk der Welt, Palmnicken bei Königsberg, auf einem Gebiet von etwa 300 qkm gewonnen. Nach dem unglücklichen Ausgang des zweiten Weltkrieges ließen die Russen in der von ihnen Jantarni-Kombinat genannten Landschaft etwa 250 deportierte Mädchen und Männer aus der Ukraine und dem Kaukasus in Wattejacken graben und hacken, und außerdem haben sie aus allen Teilen der Sowjetunion Achat- und Elfenbeinschleifer dorthin zur Erzeugung von Schmuck verpflichtet. Sie können sich natürlich erst allmählich an die verschiedenen Techniken der Bearbeitung gewöhnen. Vorwiegend drehen und schleifen sie das kostbare Material zu Kugeln von verschiedenem Durchmesser, die sie dann auf Schnüre reihen. Wenn ihnen hin und wieder eine reizende Schatulle gelingt, dann pflegen sie diese einem prominenten Ausländer als Gastgeschenk zu stiften. Man nimmt an, daß jährlich etwa 25—30 Tonnen Bernstein gefördert werden, und verspricht sich vieles von dem angelaufenen Sieben-Jahres-Plan.

Charlotte Steinbrucker



Jagdmuseum wird neu erstehen

Rückblick auf das 5. Bundestreffen der Ostpreußischen Jägerschaft — Neue Pläne

Zum fünften Male, davon zum zweiten Male in Lüneburg, erklang das Jagdsignal „Begrüßung" als Auftakt des Bundestreffens der Ostpreußischen Jägerei und Reiterei.

Im vollbesetzten, herrlichen Fürstensaal des Lüneburger Rathauses konnte der Vorsitzende des Vereins „Ostpreußisches Jagdmuseum e. V.", Dr. Wallat, Willuhnen, eine große Anzahl Ehrengäste aus dem ganzen Bundesgebiet begrüßen. Groß war auch die Liste der Grußadressen, die verlesen wurden. Persönlichkeiten der Bundesregierung, mehrerer Landesregierungen, der Parteien, des Kultur- und Geisteslebens und viele, viele Ostpreußen, die nicht nach Lüneburg kommen konnten, wünschten diesem Treffen einen vollen Erfolg.

Der Jagdreferent der Bundesregierung, Oberlandforstmeister Klose, Ministerialdirigent im Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, überbrachte die Grüße und Wünsche von Bundespräsident Dr. Lübke, der seinerzeit mit die Schirmherrschaft über das Ostpreußische Jagdmuseum übernommen hat. Die hervorragende Festrede von Oberlandforstmeister Klose, des höchsten deutschen Forstbeamten, wird den vielen hundert Zuhörern noch lange in Erinnerung bleiben.

Das Ostpreußische Jagdmuseum bezeichnete der Redner als eine „Pflegestätte heimatlichen Kulturgutes im besten Sinne" und eine „eindrucksvoll sammelnde Kraft in der Zerstreuung". Als den tieferen Sinn einer derartigen Gedenkstätte stellte er die Aufgabe heraus, eine Bindung zu finden zwischen der geschichtlichen Zertrümmerung von 1945 und einem gesamtdeutschen Bewußtsein von morgen. „Aber ohne Haß und ohne Vorurteile; denn Heimatvertriebene wissen am besten, was ein Krieg bedeutet und was der Friede wert ist."

Vorher hatten noch einige andere Redner das Podium betreten. Viele dankbare und anerkennende Worte, viele guten Wünsche und viele Hilfsversprechen für den weiteren Ausbau des Ostpreußischen Jagdmuseums wurden dabei laut. Alle Redner aber legten ihr Bekenntnis zum Deutschen Osten ab. So sprachen für den Landesjagdverband Niedersachsen Vizepräsident Dr. Grube, für die Stadt Lüneburg Oberstadtdirektor Dr. Bötcher, für den Trakehner Verband Vorstandsmitglied v. Lenski, Kattenau, für das Ortelsburger Jägerregiment „Graf Yorck von Wartenburg" sein letzter Friedenskommandeur, General Rexilius, und für den Bund vertriebener Deutscher in Niedersachsen Vorstandsmitglied Meitsch.

Der Leiter des Ostpreußischen Jagdmuseums Forstmeister z. Wv. Hans-Ludwig Loeffke, führte seine Zuhörer noch einmal auf einen Pirschgang in die glücklichen Gefilde der Erinnerung, in das Land zwischen Memel und Weichsel, und dabei erklangen die Signale „Wisent tot!", „Elch tot!", „Hirsch tot!"

Hier sei dem Berichterstatter eine Bemerkung am Rande erlaubt. Dank und Anerkennung gebührt dem Bläserkorps der DJV-Kreisgruppe Lüneburg. Diese vier jungen Leute, ein Jägermädel und drei Jungjäger, haben ihre Aufgabe prachtvoll gelöst. Wer beobachtet hat, wie der Jüngste der Gruppe, der Bub war sicher nicht mehr als zwölf Jahre alt, sein Jagdhorn schwang und die bestimmt nicht leichten Jagdsignale in den Fürstensaal schmetterte, der wird seine helle Freude daran gehabt haben.

Am Ende der Feierstunde sang der Silcherchor der Stadt Lüneburg den Gästen das ostpreußische Reiterlied „Deine Söhne, Land im Osten . . ." Die Verfasserin dieses schönen Liedes, die ostpreußische Schriftstellerin Gertrud Papendiek, war ebenfalls unter den Ehrengästen im Lüneburger Fürstensaal.

Wer von uns, der wir diese zwei wunderschönen Tage unter gleichgesinnten Landsleuten verbringen durften, konnte ahnen, daß wir knapp zwei Monate später durch eine furchtbare Schreckensnachricht an diese Tage in Lüneburg lebhaft erinnert werden sollten.

Am 23. Dezember 1959 verkündeten Rundfunk, Fernsehen und Tagespresse: „Großfeuer in Lüneburg. Das „Alte Kaufhaus' mit dem Ostpreußischen Jagdmuseum vollkommen vernichtet." Daß der Brand im „Alten Kaufhaus" nicht der einzige geblieben ist, wissen wir aus der Tagespresse. Zwölf Brandstiftungen haben bis heute die 1000jährige Handelsstadt Lüneburg in Angst und Schrecken versetzt. Unersetzbare Kulturgüter sind dabei dem Feuer zum Opfer gefallen. Der Schaden beträgt über 3 Millionen Deutsche Mark.

Als in der Nacht vom 22./23. Dezember 1959 gegen 22 Uhr im „Alten Kaufhaus" das Feuer ausbrach, saßen der Museumsleiter, Forstmeister Loeffke, und seine Sekretärin Fräulein Janz noch in ihren Büroräumen bei der Arbeit. Da die Brandstifter die Telefonleitungen zerschnitten hatten, mußte Forstmeister Loeffke erst in eine 100 Meter entfernt liegende Gastwirtschaft laufen, um die Feuerwehr und die Polizei von dem Geschehenen zu benachrichtigen. Bis zum Eintreffen der Feuerwehr sind dann die beiden tapferen Menschen dreimal in das brennende Museum gelaufen, man bedenke, es liegt im zweiten Stockwerk, und haben trotz völliger Dunkelheit und dickem Qualm die wertvollsten, unersetzlichen Trophäen gerettet. Erst die von der Polizei angedrohte Inhaftierung haben Forstmeister Loeffke und Fräulein Janz davon abgehalten, sich noch ein viertes Mal in das schon in hellen Flammen stehende Haus zu stürzen. So sind die vier stärksten Rominter Geweihe gerettet worden. Der „Matador", der zweitstärkste Hirsch der Rominter Heide, der „Theoderich" (erlegt von Prof. Dr. Gohrbandt), der „Odin" und der „Augustus". Auch der sagenumwobene „U-Boot-Hirsch" des Oberlandforstmeisters Nicolai konnte gerettet werden. Ein sehr starker Hirsch aus dem „Reichsnaturschutzgebiet Deutscher Elchwald", der von Göring erlegte ungerade Achtzehnender „Kronleuchter", wurde ebenfalls gerettet, ist dann aber auf der Straße gestohlen worden. In diesem Zusammenhang sei auch an dieser Stelle meine Bitte vorgetragen: Derjenige, bei dem sich heute dieses Geweih befindet, möge sich mit mir in Verbindung setzen. (Meine Anschrift: Uetersen/Holstein, Großer Sand 76). Ich verspreche ihm, daß bei Rückgabe des Geweihs an mich von mir niemand erfahren wird, wo sich die Trophäe so lange befunden hat.

Es wäre eine Schande für uns alle, wenn nach solch einer Brandkatastrophe ein gerettetes Geweih, das gerade für die heimatvertriebene Jägerei einen großen jagdgeschichtlichen Wert besitzt, für immer verloren bleiben sollte, weil es vielleicht aus Angst vor Entdeckung zerschlagen wird. Es muß unter allen Umständen erreicht werden, daß auch dieses Geweih im neuen Ostpreußischen Jagdmuseum wieder seinen Platz einnimmt.

Das Ostpreußische Jagdmuseum wird wieder aufgebaut, ja es muß wieder aufgebaut werden. Um es auch an dieser Stelle mit aller Deutlichkeit zu betonen: Wir werden das Ostpreußische Jagdmuseum im neu errichteten „Alten Kaufhaus" wieder eröffnen, allen Unbelehrbaren zum Trotz. Denn dieses Museum war und ist kein „Privat-Heimat-Museum" des Forstmeisters Loeffke, sondern das Museum der Ostpreußischen Jägerschaft. Die Ostpreußische Jägerschaft ist ihrem Landsmann Loeffke sehr dankbar, daß er trotz der entsetzlichen Brandkatastrophe dem Schicksal ein „Dennoch" entgegensetzt und sich abermals bereiterklärt hat, den Wiederaufbau des Museums vorzunehmen. Bei dieser Arbeit wird die Ostpreußische Jägerschaft — und nicht nur diese — Forstmeister Loeffke mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln unterstützen. Sie wird aber auch Mittel und Wege wissen, Forstmeister Loeffke vor allen Quertreibern, Besserwissern und Wichtigtuern in Schutz zu nehmen. Hier sei es offen ausgesprochen: Nur wir Ostpreußen haben das Recht, über das Schicksal unserer Erinnerungsstätte an „Wild, Wald und Pferde Ostpreußens" zu entscheiden. Und wir haben uns entschieden — für Lüneburg!

Wir möchten uns auch an dieser Stelle für die mehr als tausend Briefe bedanken, die wir von Freunden des Museums aus dem In- und Ausland erhalten haben. Danken möchten wir auch für die vielen Spenden und Geschenke, die uns nach der Brandnacht erreichten. Danken auch für die Hilfsangebote der Schwedischen und Finnischen Jägerschaft. In den nächsten Wochen wird ein Aufruf zur tätigen Mithilfe an die Deutsche Jägerschaft ergehen, und wir sind davon überzeugt, daß die Deutsche Jägerschaft uns in dieser schicksalsschweren Stunde nicht im Stich hassen wird.

Lothar Mosler-Boehm.



Unser Bild zeigt die Eingangshalle des Ostpreußischen Jagdmuseums in Lüneburg, bevor das Feuer den größten Teil der hier ausgestellten Schätze vernichtete. Links war die Hegeschau „Der Elch" aufgebaut, die Ausstellungsstücke an der rechten Seite gaben einen Überblick über das Naturschutzgebiet „Deutscher Elchwald", während die Rückfront eine Sonderschau des Oberforstamtes „Rominter Heide" einnahm. Foto Schumacher

März

Zwischen Gräben und grauen Hecken,
den Rockkragen hoch, die Hände in den Taschen,
schlendere ich durch den frühen Märzmorgen.
Falbes Gras, blinkende Lachen und schwarzes Brachland, soweit ich sehen kann.
Dazwischen, mitten in den weißen Horizont hinein, wie erstarrt,
eine Weidenreihe.
Ich bleibe stehn.
Nirgends ein Laut. Noch nirgends Leben.
Nur die Luft und die Landschaft.
Und sonnenlos, wie den Himmel, fühl ich mein Herz.
Plötzlich — ein Klang.
Ein zarter, zitternder Jubel,
der, langsam, immer höher steigt!
Ich suche in den Wolken.
Über mir, schmetternd,
durch immer heller strömendes Licht,
die erste Lerche!

ARNO HOLZ

Kulturelle Nachrichten

Gesamtkatalog der Archivalien

Die außerordentlich mühsame und schwierige Ausarbeitung des Gesamtkatalogs von Archivalien über die Vertreibungsgebiete in westdeutschen Staats- und Privatarchiven macht langsame Fortschritte. Diese Arbeit, die im Jahre 1954 eingeleitet wurde, ist notwendig, da — bis auf das Königsberger Staatsarchiv, das im wesentlichen gerettet werden konnte — sämtliche ostdeutschen Archive durch die Vertreibung verloren gingen. Daher mangelt es der wissenschaftlichen Forschung vielfach an Quellen. Der begonnene Gesamtkatalog soll im Rahmen des Möglichen ein Ersatz für die verlorenen Archivalien werden. Auf dem Gebiet der Kunst dient dem gleichen Ziel der in Arbeit befindliche Gesamtkatalog für ostdeutsche Kunstwerke in westdeutschen öffentlichen Sammlungen.

Johannes Geccelli stellt aus

Die Galerie Parnass in Wuppertal zeigt neue Arbeiten des jungen Ostpreußen Johannes Geccelli, der mit Mitteln der Abstraktion eine neue gegenständliche Ausdrucksweise gefunden hat.

„Was Menschen doch einander antun . . ."

Der Untergang der „Wilhelm Gustloff" im Film / Gleichnis und Mahnung

Fünfzehn Jahre sind vergangen, seit sich die Tragödie des deutschen Ostens vollzog, Wehrmacht und Zivilbevölkerung auf Rückzug und Flucht vor den sowjetischen Armeen waren, Städte und Dörfer dem Chaos und dem Tod verfielen, ein Leid über Millionen hereinbrach, das in seinem Umfange nie zu ermessen sein wird.

Schon fünfzehn Jahre — erst fünfzehn Jahre? Wer das Grauen überlebte, wer einer von denen war, die zu Lande mit Trecks und zu Wasser mit Schiffen Weg und Rettung gen Westen suchten, für den werden jene Tage nie wirklich Vergangenheit; er wird sie — wann immer der Tod ihn abberuft — mit ins Grab nehmen, als wären sie gestern geschehen.

Überwältigende, erschütternde, erschreckende und Geist und Herz wie damals zerreißende Gegenwart wird das, was sich vor fünfzehn Jahren abspielte, durch einen Film, der die größte Schiffskatastrophe des zweiten Weltkrieges, den Untergang der „Wilhelm Gustloff" in den eisigen Fluten der Ostsee in der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1945 vor Augen und Ohren führt. Der Regisseur Frank Wisbar, nach Kriegsende über den Ozean zu uns gekommen, nahm sich dieser Katastrophe in derselben Absicht und mit derselben Wirkung an, wie er vor Jahresfrist den Kampf und das Ende der 6. Armee in Stalingrad auf die Leinwand bannte. Schon hier war von einem filmischen Ereignis zu reden. Realistik der Darstellung und Meisterhaftigkeit der Szenerie zeigten den Krieg in seiner Erbarmungs- und Sinnlosigkeit, in seiner Unmenschlichkeit nach allen und auf allen Seiten.

Blieb in „Hunde, wollt ihr ewig leben" aber noch technisch vieles mangelhaft, so greift der neue Film Frank Wisbars „Nacht fiel über Gotenhafen" glaubhaft und unmittelbar wie kein anderer dieser Art den Zuschauer an und macht ihn zum Mitleidenden und Mitopfernden. Allein manche Rückblende des Krieges in der Heimat wirkt nicht überzeugend. Es mag Frank Wisbar hinderlich sein, daß er während des Dritten Reiches nicht in Deutschland war. So fällt es ihm schwer, eine Vorstellung zu gewinnen, wie sehr sich die Mehrheit des deutschen Volkes in ihrem Glauben und ihrer Einsatzbereitschaft mit der Regierung und ihrer Politik in Übereinstimmung wähnte, sich ein- und unterordnete und gerade deshalb den Weg bis zum bitteren, bis zum totalen Ende mitging.

Bevor der Film seinem Höhepunkt, dem Untergang der 26 000 Tonnen großen „Wilhelm Gustloff" mit mehr als 6000 Menschen an Bord, zustrebt, ist ein kleines Dorf in Ostpreußen Ort der Handlung, letztes Spiegelbild eines Friedens, der schneller und gandenloser zusammenbrach, als es Menschen ahnen und fürchten konnten. Mit dem Winter der Jahreswende 1944/45 stoßen die sowjetischen Armeen nach Ostpreußen hinein. Von Laswethen aus formiert sich — wie in vielen anderen Dörfern der Provinz — ein Treck der Frauen, der Kinder und der Alten. Über das Eis des Frischen Haffes erreicht er Gotenhafen, Hunderttausende darauf hoffen, von einem der dort liegenden Dampfer aufgenommen zu werden. Der Treck aus Laswethen ist nach verzweifeltem Warten schließlich auf der „Wilhelm Gustloff". Als die Nacht vom 30. zum 31. Januar 1945 über Gotenhafen fiel, stach der Meeres-Riese in See, das Schicksal tausender Gesunder und Kranker, Greise und Säuglinge in sich bergend, ausgeliefert einem Sterben, wie es qualvoller nicht gedacht werden kann . . .

Der Regisseur Frank Wisbar hat den Untergang der „Wilhelm Gustloff" durch Torpedos eines russischen U-Bootes gleichsetzen wollen mit dem Untergange Deutschlands. Das Entsetzliche, das in keine Worte zu Kleidende, das auf der „Wilhelm Gustloff" geschah, stand und steht für die Menschen und Familien unseres ganzen Volkes. Wie auf dem Unglücksschiff Mütter von ihren Kindern, Frauen von ihren Männern gerissen wurden, wie die Flammen und die Fluten das Inferno zum äußersten steigerten, so versanken 1945 ein Volk und ein Staat in Trümmer und Tod. Vielleicht war mancher von uns damals zu betäubt und zu besinnungslos, um das Furchtbare voll erfassen zu können. Frank Wisbars Film veranschaulicht schonungslos, was auch unser Tod hätte sein können. Menschen mit uns und Menschen neben uns starben ihn, keine Macht der Erde bewahrte sie davor.

> SOLANGE DER BEGRIFF FEINDSCHAFT UNTER DEN MENSCHEN SANKTIONIERT WIRD, SO LANGE KÖNNEN DIE GEBOTE DER MENSCHLICHKEIT KEINE ALLGEMEINE GELTUNG ERLANGEN!
> Bertha v. Suttner in „Die Waffen nieder!"

Eiserne Kreuze erscheinen am Anfange des Films . . . ihre Konturen verschwimmen, wir sehen sie wieder auf endlosen Gräberreihen. Wir sehen die Tränen der Mütter. Diese Tränen sind der Hintergrund des Films. Daß Mütter künftig nicht mehr zu weinen brauchen, darum wurde dieser Film gedreht. Im Gegensatz etwa zu dem Streifen „Die Brücke" von Bernhard Wicki läßt Frank Wisbar aber auch die Folgerungen aus all diesem Grauen aussprechen, und deutlich sind die Untertöne zu hören, die an die eigene Schuld der Mütter gemahnen. Im Augenblick der Rettung sagt Brigitte Horney stellvertretend für die Mütter der Welt: „Alle Kriege werden auf unserem Rücken ausgetragen. Aber wir halten ihn immer wieder hin. Vorher machen wir keinen Finger krumm, um so etwas zu verhindern. Blind und taub und stumpf warten wir darauf, bis uns das Herz aus dem Leibe gerissen wird . . . Immer wieder, immer wieder . . . bis dann so ein Schiff untergeht oder ein noch größeres — ein Schiff, so groß wie die ganze Welt . . ."

Daß es zu dieser größten Katastrophe, dem Untergange der Welt, nicht komme — das ist der verpflichtende Anruf des Films, um dieses Zieles willen erspart er uns nichts an abermaliger Begegnung mit jener Geißel, die vor fünfzehn Jahren nicht ohne unsere Mitverantwortung auf uns niederschlug. „Was Menschen doch einander antun . . ."

Sonja Ziemann, die überragende Hauptdarstellerin des Films, gereift zu Charakterrollen wie dieser, zieht die wesentliche Konsequenz, als im Morgengrauen, irgendwo an der Küste Pommerns, das Blut des Lebens aus der Erstarrung der Nacht zu neuem Fließen drängt. „Der Weg ist noch weit" — antwortet einer ihrer Schicksalsgefährten. Sie taumeln einer ungewissen Zukunft entgegen.

Heute, fünfzehn Jahre danach — taumeln wir nicht noch immer? Kann es nicht morgen abermals sein, daß Menschen einander namenloses Leid zufügen, ein Leid, aus dem es für keinen mehr Rettung geben würde? Der Weg ist nach wie vor weit. Er wird nur kürzer, wenn ihn jeder für sich, in sich beginnt, endlich beginnt. Dann nur werden Mütter nicht mehr weinen, wird das Schiff unserer Welt glücklichere Fahrt als gestern und heute haben.

Gerhard Bednarski

Unsere Serie



setzen wir in der nächsten Ausgabe fort

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Katharinus und der liebe Gott

Erzählung von Margot Krumm

Sie steckten unter einer Decke, Katharinus und der liebe Gott. Das wußte niemand, nur die beiden. Aber eines Tages wußten es alle, denn da war es offenbar geworden.

Katharinus' Leben begann eigentlich mit einem Irrtum! Aber wahrscheinlich war auch dieser „Irrtum" schon vom lieben Gott vorgesehen gewesen. Katharinus sollte eigentlich ein Mädchen werden und Katharina heißen — nun ja, er wurde kein Mädchen sondern ein Junge, und darum hieß er eben Katharinus. Und ebenso eigenwillig wie sein Name war Katherinus selber. Vor allem schon dadurch, daß er alles mit der linken Hand tat: essen, schreiben, Peitsche knallen, werfen und vieles andere.

Als er etwas größer war, kam noch malen hinzu. Und er konnte es so gut, so beinahe genial, daß man schon manchmal sehr staunen mußte. Nur seine Eltern staunten nicht, und auch nicht die Lehrer. Im Gegenteil! Alle bemühten sich jahraus — jahrein, ihn auf die rechte Hand „umzuschulen". Vergeblich! Oh, er konnte ein Liedchen singen von den Kläpsen, die er auf seine Linke erhalten hatte, von bösen Worten oder gar von Prügel! Weil jeder dachte, es sei Eigensinn. Es war aber kein Eigensinn! Es war einfach eine andere Steuerung in seinem Innern. Das sollte man doch respektieren, denn eigentlich geschieht doch nichts in der Welt völlig ohne Grund und Absicht.

Natürlich bemühte sich Katharinus — schon, weil er ein im Grunde friedlicher Junge war — auch mit der rechten Hand zuzupacken, mit ihr zu essen, zu schreiben, zu werfen. Auch zu malen! Aber es wollte nicht so recht gelingen. Nur beim Malen entstand etwas ganz Seltsames: Wenn er nämlich mit der rechten Hand zu malen begann, unsicher und zittrig, dann war es ihm oft, als müßte er die linke Hand zur Hilfe holen. Ganz unmerklich „half" sie mit, und was dabei herauskam, waren merkwürdige Spiegelbilder. Sie wurden mit der Zeit derart exakt und gleich, daß man oft annehmen wollte, Katharinus habe nur die eine Hälfte gezeichnet und die andere dann danach kopiert. Diese sonderbaren Zeichnungen stempelten ihn nun noch mehr zum Sonderling. Katharinus fühlte sich nicht wohl in dieser Rolle, in die er Jahr um Jahr stärker hineingezwängt wurde.

Als er die Kunstakademie besuchte, war auch sein Professor bemüht, diese Veranlagung in ihm zu fördern. Doch nun begann Katharinus ganz energisch aufzubegehren, denn er hatte gehofft, hier würde man ihn endlich nach seinen eigenen Wünschen arbeiten lassen. Er wurde recht querköpfig, und es war an manchen Tagen nicht ratsam, sich mit ihm über seine rechte Hand und über seine „Spiegelbilder" zu unterhalten . . .

Inzwischen war er zweiundzwanzig Jahre alt geworden, hatte mancherlei Erfolge und Anerkennungen errungen, aber so recht zufrieden und voller Freude war er darüber nicht. Nur in ganz stillen Stunden war er glücklich, in jenen Stunden, wenn die Menschen schliefen und nur die Nacht sprach und flüsterte, wenn er die Fenster seines Ateliers weit diesen Nächten öffnete, damit die vielen Sterne hineinleuchten konnten; wenn er dann malte, mit der linken Hand malte, dann war er glücklich. Das war er! Das war vom lieben Herrgott gewollt! Nicht das andere, was sie alle „fördern" wollten. Er fand nämlich, daß eine Sache irgendwie faul sein müsse, wenn sie der „Förderung" bedürfe . . .

Er hatte viel Pläne. An ihnen spann und baute er herum. Noch drei Jahre, dann würde er den Abschluß auf der Akademie haben, würde „Meisterschüler" sein, ein eigenes Atelier haben, arbeiten können — nein, das war es ja gerade, er würde nicht arbeiten können, wie er wollte, denn es wartete ja schon ein sogenannter „fester Posten" bei einer Zeitung auf ihn . . . Schrecklich! Katharinus will gar nicht daran denken. Er träumt von freiem Schaffen! Freiem und ehrlichem und eigenem Schaffen!

Manchmal stiehlt sich ein kleines, inniges Gebet über seine Lippen und hinauf, in die weite leuchtende, blühende Nacht.

Und eines Tages hat es der liebe Gott gehört.

Doch zu jedem Lohn oder Geschenk gehört ein Erkämpfen, ein Verdienen — und Gott hat oft recht seltsame Wege, um uns zu unserm Ziel gelangen zu lassen! In diesem Fall wurde Krieg in der Welt. Ein schrecklicher Krieg, der viele Jahre dauerte und der im allgemeinen keine Rücksicht nahm auf Talent, auf Pläne, Träume und auf Menschen. Auch nicht auf das, was sie erschufen oder erschaffen wollten. Nur bei Katherinus schien er eine „Ausnahme" gemacht zuhaben. Katharinus konnte durch eine schwere Verwundung seinen rechten Arm und seine rechte Hand nicht mehr gebrauchen.

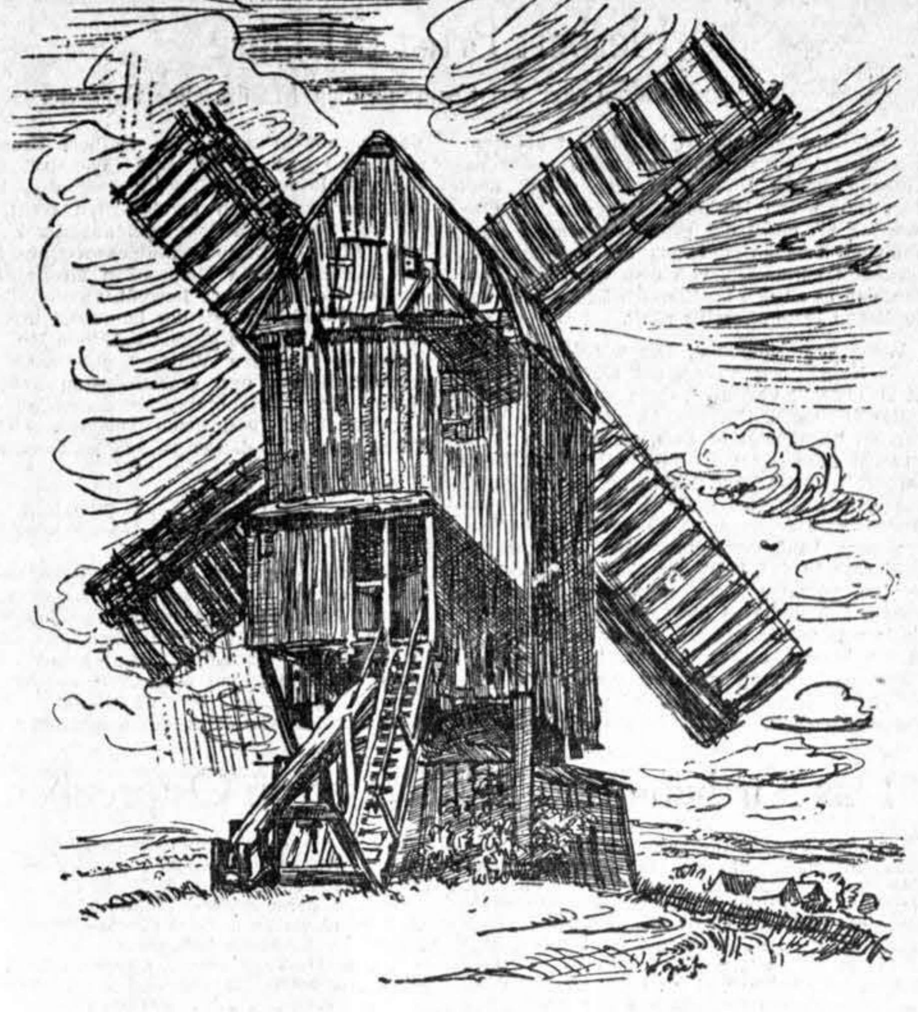
Er trug sein Schicksal wie es viele seiner Kameraden trugen — und doch ein wenig anders.

Er hatte sich nach dem Krieg ein bescheidenes Atelier eingerichtet. Große Reichtümer gab es einstweilen für ihn nicht zu erwerben, aber es hatte doch plötzlich wieder Sinn, zu arbeiten, zu planen, zu hoffen. Daß die Leute es „ulkig" fanden, wenn Katharinus mit der linken Hand malte, kümmerte ihn nicht, auch wenn seine Eltern ihn oftmals voller Mitleid ansahen.

Aber manchmal saß er vor seinem offenen Fenster, wenn wieder jene stille Stunde um ihn war, wenn die Menschen schliefen und die Nacht sprach und flüsterte, wenn die Sterne schimmerten und alle Dinge voller Geheimnisse waren. Dann blickte er über die Sterne hinweg, gerade in das Angesicht des Herrgotts. Und es schien dann, als ob es am Himmel blinzelte und zwinkerte.

Und Katharinus pflegte sich dann mit seiner linken Hand eine Zigarette anzuzünden und schmunzelnd die Wölkchen in die große leuchtende Dunkelheit zu blasen.

Wie gesagt — sie steckten unter einer Decke, Katharinus und der liebe Gott . . .



Die alte Mühle / Federzeichnung von Wilhelm Giese

Christian kehrt heim / Erzählung von Hugo Scholz

So oft ich in die kleine Stadt komme, sehe ich ihn dort auf dem Bahnhof sitzen. Er trägt noch die Schildmütze, wie sie ostpreußische Bauern zu tragen gewohnt sind, und an seinen Händen, die einen Stock umschlossen halten, sieht man noch förmlich etwas von der schwarzbraunen Erde kleben, wie sie wohl um Tilsit herum sein mag. 87 Morgen davon waren sein eigen.

Er sitzt im Warteraum des Bahnhofs, weil es dort warm ist. Um ihn herum Reisende, die ungeduldig auf den nächsten Zug warten. Es fahren nur wenige Züge aus der kleinen Stadt, die Leute müssen oft lange warten, und oft genug hört man sie über diesen schlechten Verkehr schimpfen. Auch Christian wartet. Aber er sagt nichts, obwohl er doch am längsten von allen wartet, seit vielen Jahren schon.

Wann wird sein Zug gehen?

Seine Augen sind wie in eine weite Ferne gerichtet, wie auf ein Reiseziel hin, das wohl jeder vor sich sieht, der weit fortfahren will. Er spricht nicht davon, aber er denkt daran, immer nur denkt er an diese Reise und an dieses Ziel.

Manchmal kommen auch ein paar andere Alte, die sich zu ihm auf die Bank setzen: Janusch zum Beispiel, der einstige Fiaker aus Teplitz, und der Bergmann Hupka aus Ratibor. Sie sitzen dann mit da und sehen sich die Leute an, die Herrschaften in den dicken Pelzen und mit den schweren Koffern. Sie unterhalten sich darüber, wer sie wohl sein mögen und wohin sie fahren oder woher sie kommen. Janusch hat einen Blick dafür und weiß immer etwas zu sagen, als kenne er sie alle. Kein Wunder, er hat dreißig Jahre hindurch in dem Weltbad Teplitz viele solcher Damen und Herren gefahren. Er kennt sich da aus. Seine beiden Pferde hat man ihm erschossen, seinen Landauer weggenommen, für ihn ist alles verloren. Und in dem Bergwerk von Ratibor, wo Hupka einst eingefahren ist, sind jetzt die Polen.

Christian hört kaum, was die beiden sprechen, er interessiert sich nicht für die fremden Leute und was auf dem Bahnhof vorgeht; er sah nicht einmal auf, als die berühmte Eishockey-Mannschaft hier ankam und die Musik spielte. Er sieht immer nur die weiten Äcker bei Tilsit, die jetzt noch in der Winterruhe liegen, aber bald schon zu schwelen und zu dampfen beginnen werden. Und er sieht die Seen, die schon auftauen wollen. In den Kiefernwäldern steigt der Saft. Wenn draußen ein Triebwagen sein Signal gibt, ist ihm, als höre er einen Elch schreien, oder als höre er von weitem einen Dampfer tuten.

Manchmal stößt er mit seinem Stecken auf, als wolle er im Ackerboden graben, um zu sehen, wie tief noch der Frost darin sitzt. Doch da ist nur der harte Betonfußboden des Wartesaals, und neben ihm sitzt Hupka und schimpft über die Ungerechtigkeit, daß die einen in kostbaren Pelzen einhergehen und die anderen sich ein wenig Wärme am Rohr einer Dampfheizung erhaschen müssen, während Janusch davon spricht, daß er einmal noch mit ganz anderen Herrschaften zu tun hatte — damals, als er noch Fiaker war, und das in Teplitz.

So vergeht der Tag, die Züge fahren ein und aus, der Bahnhof füllt sich und wird wieder leer, und auch die drei Alten gehen nach Hause, Christian immer erst als letzter, wenn schon kein Zug mehr abfährt und der Bahnhof geschlossen wird.

Einmal aber sitzt er ganz allein da. Es ist ein so sonniger Tag, der erste warme Tag, an dem der Schnee geschmolzen ist und die Leute auf dem Bahnhof in leichteren Kleidern erscheinen. Janusch und Hupka haben eine Gartenbank gefunden, auf der sie sich sonnen und von wo aus sie den Frauen mit den Kinderwagen nachschauen. Christian hat noch seinen dicken Winterrock an und schaut durchs Fenster auf die Gleise, die sich im Dunst der Ferne verlieren. Aber nicht für ihn, er weiß sie gehen durch alle Lande, sie durchqueren auch seine Felder bei Tilsit. Und die liegen brach und warten auf den Bauern, denn es ist wieder Frühling.

Der Zug pfeift.

Christian steht auf, faßt seinen Stock fester, wie die Sterze eines Pflugs packt er ihn, und dann rennt er auf den Bahnsteig. Der Zug hat sich schon in Bewegung gesetzt. Christian will noch mit und sich auf ein Trittbrett schwingen; aber mit achzig Jahren geht das nicht mehr so leicht. Er stürzt, sein Winterrock bleibt an einem Eisen hängen, und er wird mitgeschleift.

Als man ihn unter einem Wagen hervorzieht und fortträgt, hat er die Augen noch weit offen, als sähe er über seinen Acker hin, über die 87 Morgen schwarzbrauner Erde.

Fritz Kudnig: Die sechs Dorfjungfrauen

Neben still besinnlichen Stunden, in denen mein guter Großvater mich während meiner Schulferien in seine geheime Stern- und Wolkenkunde einweihte, standen in fröhlicher Überzahl die Zeiten des ausgelassenen Spiels.

Was ich Spiel nannte, empfanden gesittete Leute allerdings manchmal als Tierquälerei. So etwa dieses: Einmal hatte ich aus den Deutschendorfer Bauernhöfen die Jungfrauen zwischen fünf und acht Jahren, sechs an der Zahl, um mich versammelt. Sie waren mir schon deshalb blind ergeben, weil ich im ganzen Dorfe als Räuberhauptmann bekannt und gefürchtet war. Die sechs Getreuen mußten sich der Größe nach an die Wand unseres Hauses stellen, und zwar in strammer Haltung, aus der sie sich bei Todesandrohung nicht rühren durften. Ich hatte diese stramme Haltung oft genug auf dem Hofe der Königsberger Wrangel-Kürassier-Kaserne gesehen, sobald mein Vater dort das Kommando führte, wenn auch nicht gerade über junge Mädchen. Diese stramme Haltung hatte ich um so mehr bewundert, weil sie stets erst nach häufigem Anpfiff hergestellt werden konnte, wie es schien.

Wie mein Vater vor seinen Rekruten, so stand ich, nicht weniger bärbeißig, nun vor der Front meiner Jungfrauen und schärfte den jungen Damen eindringlich ein, daß sie, was auch geschehen sollte, nicht eine Sekunde lang die Mienen verziehen dürften. Wehe, wenn —!

Nun begann ich vor ihnen die tollsten Grimassen zu schneiden, so daß es für die Mädchen einfach unmöglich war, ernst dabei zu bleiben. Wer trotz der Todesandrohung zu lachen wagte, mußte sofort so weit wie möglich den Mund aufsperren und mit offenem Rachen solange kerzengerade, Hände an der Rocknaht, stehen, bis es mir gelungen war, ihm aus einer Entfernung von etwa einem Meter aus einem durchlochten und mit Wasser gefüllten Gummiball das gesamte Wasser in die Gurgel zu spritzen. — Gelang dies, dann lachte ich mich bucklig, und dasselbe durften dann auch alle anderen tun!

Vor längerer Zeit versicherte mir eine jener ehemaligen Jungfrauen, der ich auf einer Dorfhochzeit begegnete, welche Todesangst sie damals vor mir gehabt hätte. Auch erinnerte mich diese glückliche Mutter von jetzt vier Kindern daran, welche Furcht selbst meine Schwester Grete stets vor mir gehabt; weil ich ihr immer, wenn sie über meine Streiche an meine Eltern berichten wollte, gedroht hätte: „Dann siehst du heute Abend die Sonne zum letzten Mal in deinem Leben!"

Weniger poetisch ausgedrückt bedeutete dies, daß ich damals drauf und dran gewesen bin, ein Mörder zu werden. Aber ich tröste mich bei diesem Geständnis mit der Tatsache, daß auch Goethe einmal geschrieben hat, es gäbe kein Verbrechen, das er nicht selber hätte begehen können. Ein Ausspruch, den ich immerhin für leicht übertrieben halte.

Hier wäre aber vielleicht zu erwähnen, daß ich in späteren Jahren einmal, als ich, schon dichterisch beschwingt, mit fliegender und flatternder Pelerine den Deutschendorfer Wald durchstreifte, in den fürchterlichen Verdacht geraten bin, der Raubmörder Haarmann zu sein, nach dem man damals fieberhaft überall im ganzen Reiche fahndete. Das ganze Dorf war in Aufregung geraten. Doch leider konnte sich niemand an mir die ausgesetzte Prämie verdienen.

Herbert Brust 60 Jahre

Von Gerhard Staff, Leiter des Ostpreußischen Musikstudios Salzgitter

„Der Heimat Rauch ist leuchtender als fremdes Feuer", so stand es zu lesen über dem Eingang seines Hauses in Neukuhren, über dem Hause von Herbert Brust, den wir Ostpreußen als einen der größten lebenden Komponisten ansahen, der uns ein musikalisches Geschenk vermachte, von dem wir sagen können, daß es zu den kostbarsten Edelsteinen der deutschen Notenliteratur zählt.

Wenn der Komponist, dem wir das Lied unserer Heimat verdanken, am 17. April seinen 60. Geburtstag vollendet, dann wissen die heimatvertriebenen Ostpreußen, daß damit nicht nur ein begnadeter Mensch, sondern ein Stück unverlierbares Deutschland gefeiert wird. Denn Herbert Brust ist die musikalische Vergeistigung des östlichen Teiles unseres deutschen Vaterlandes, und er verdient es wie nur wenige, aus dem Lauf einer bewegten Gegenwartsgeschichte in das Licht der Genien gerückt zu werden, zumal er, der stets Bescheidene, in seinem Leben dieses Licht scheute und weiter nichts sein wollte, als ein Diener seiner Kunst, als ein Mensch seiner Heimat. In dieser Geburtstagswürdigung geht es weniger darum, die Werke dieses durchgeistigten feinsinnigen Komponisten kritisch aufzuzeigen, als vielmehr darum, einmal zu sagen: Herbert Brust ist einer von uns. Er ist der Höhepunkt einer landschaftlichen Musikgeschichte, die ihresgleichen in anderen Landschaften sucht. Der Verfasser dieser Zeilen weiß aus der Zusammenstellung seines Lichtbildervortrages über das Musikleben in Ostpreußen zu berichten, daß er Herbert Brust bewußt an den Schluß seiner Vorführung auf der Leinwand und mittels der Schallplatte gesetzt hat. Sein Lied vom „Land der dunklen Wälder" gehört zu den erschütterndsten und ergreifendsten Bekenntnissen einer erlebten und hoffentlich nur vorübergehend verlorenen irdischen Heimat. Wenn das Bild dieses schlichten Tondichters auf der Leinwand aufleuchtet, ihn darstellend an seiner kleinen Schiffdorfer Orgel, und die Technik der Schallplatte das Lied unserer Heimat wiedergibt, dann habe ich es erlebt, daß diese so einfache Melodie derart die Herzen zu rühren verstand, daß immer ein Schlucken und Räuspern durch den Saal ging.

Der bedeutendste Kirchenmusiker unserer Zeit, der hervorragende Kantatenschreiber, der großartige Orchester-, Instrumental- und Liederkomponist möge es mir verzeihen, daß dieser Geburtstagsgruß nur wenige Takte seines Schaffens in den Mittelpunkt stellt, aber die wenigen choralen Takte seines Ostpreußenliedes sind den Landsleuten in der Verstreuung das Bekenntnis zum deutschen Osten, welches den einfachsten Menschen in tiefster Seele anspricht. Dafür sind sie „ihrem" Herbert Brust besonders dankbar.

Schlesische Neuerscheinungen

bei Gräfe & Unzer

Der im gesamteuropäischen Raum bestens bekannte Verlag (1772 Buchhandels-Privileg durch König Friedrich Wilhelm I.; 1900 „Haus der Bücher" — 5stöckig — am Paradeplatz Königsberg/Pr.; 1946 Neuanfang — nach Bombenzerstörung und Heimatverlust — in Marburg/L.; 1950 Verbreiterung und Fortsetzung der alten Tradition in München) bringt Jahr um Jahr u. a. auch bedeutsame schlesische Publikationen heraus.

Zuvörderst sei erwähnt der uneingeschränkt zu bejahende **„Schlesische Kalender"** (6. Jahrgang), der nicht nur 24 künstlerische Fotopostkarten enthält, sondern darüberhinaus noch ausgewählte Lyrik schlesischer Autoren aufweist. (Bearbeiter: Dr. Herbert Hupka.) Die Qualität dieses Kalenders ist unbestritten und steht turmhoch über manchen anderen ähnlichen Unternehmen. — Format 14,8×21 cm (DIN A 5, DM 3,75).

„Zauber Schlesiens" nennt sich ein großformatiger, fast 300 Seiten umfassender Auswahlband schlesischer Meistererzählungen. Die Autoren Hermann Stehr, Horst Lange, Walter Stanietz, Jochen Klepper, Gerhart Hauptmann, Friedrich Bischoff, Ilse Molzahn, August Scholtis, Paul Keller, Carl Hauptmann, Gerhart Pohl kommen zu Wort: 6 lebende und 5 (allerdings erst in den letzten dreißig Jahren) Verstorbene. Ein dankenswertes Unternehmen, wenn auch nicht ohne Schwächen. Die Auswahl der Erzähler wurde vom Herausgeber Ernst Günther Bleisch oft recht subjektiv vorgenommen, so können beispielsweise die Proben von Walter Stanietz, Ilse Molzahn und Gerhart Pohl nicht voll überzeugen. Der „Zauber Schlesiens" wird am deutlichsten in Horst Langes Erzählung „Gold und Brot". — 8 ausgezeichnete Kunstdruckbilder unterstützen das dichterische Wort. — 288 Seiten Text, Format 17×23,5 cm, Ganzleinen, DM 13,50.

Stärkste Vorbehalte sind anzumelden gegen den Dokumentarbericht **„So kämpfte Breslau"** (Verteidigung und Untergang von Schlesiens Hauptstadt). Als Verfasser zeichnen die beiden letzten Festungskommandanten Breslaus: General von Ahlfen und General Niehoff, und nur aus dieser „Generalstäblersicht" erklärt sich wohl manches, was den Leser (15 Jahre nach dem totalen Zusammenbruch) verwundert, von dem zu sprechen jedoch hier nicht der Ort ist. Dokumentarisch läßt das Buch viele Fragen offen (beispielsweise die Rolle des Gauleiters Hanke), für die Militärs unangenehme Dinge werden geschickt „überspielt"; literarisch ist der Band mehr als schwach, viel zu breit angelegt und man langweilt sich durch uninteressante Details. — 144 Seiten Text, 16 Seiten Kunstdruckbilder, Anhang mit 7 Lagekarten, Format 14×22 cm, farbiger lackierter Schutzumschlag, Ganzleinen, DM 14,80.

Neu im Verlagsprogramm ist eine eigene Schallplattenproduktion, die bislang ostpreußische und schlesische Mundartplatten aufweist. Von dem allseits bekannten Prof. Dr. Wilhelm Menzel liegt die erste Schlesier-Platte des Verlages unter dem Titel **„Der Menzel-Willem spricht"** vor. Menzel-Willems Verdienste zu rühmen und seine volksnahe und künstlerische Vortragstätigkeit zu loben, hieße Eulen nach Athen tragen. Er beginnt die Platte mit „A wing Schläs'sch" und hängt dann in der ihm eigenen, unnachahmlichen Art noch „A poar schläs'sche Geschichtla und Getichtla" dran. Diese Platte besitzt wirklichen dokumentarischen Wert. Vielleicht hätte man sie durch ein wenig Musik auflockern sollen. — Menzel-Willem interpretiert selbstverständlich auch auf dieser Platte den besten lebenden schlesischen Mundartdichter Ernst Schenke. — Langspielplatte mit 17 cm Durchmesser, 45 Umdrehungen pro Minute, 7½ Minuten Spieldauer pro Plattenseite = 15 Minuten insgesamt, in illustriert bedruckter Plattentasche mit dem Foto von Prof. Menzel. DM 7,50.

Jochen Hoffbauer.

Ehrfurcht vor dem deutschen Wort

„Ehrfurcht vor dem deutschen Wort" — so lautet der Titel eines bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit glänzend geschriebenen Buches von Wilhelm Schneider. Der bedeutende Bonner Germanist wendet sich darin gegen die allgemeine Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit, mit der wir Deutschen von heute unserer Muttersprache gegenüberstehen. Er tut dies, indem er es darauf anlegt, seinen Lesern anhand vieler sorgfältig ausgewählter Beispiele und Gegenbeispiele einen möglichst überzeugenden Begriff von Sinn und Wert, von Kraft und Schönheit unserer deutschen Sprache zu geben.

Wilhelm Schneider: EHRFURCHT VOR DEM DEUTSCHEN WORT. Lehre und Übung für jedermann. Verlag Herder Freiburg. 356 S., Ln. DM 14,50.

„Liebe zum deutschen Gedicht" heißt ein weiteres Werk von Wilhelm Schneider, das sich durch gleiche selten glückliche Verbindung von wissenschaftlicher Gediegenheit und Gemeinverständlichkeit auszeichnet. Hier unternimmt es der Verfasser, allen Freunden der Lyrik eine planvolle Anleitung zum Lesen und Erfassen von Gedichten zu geben.

Wilhelm Schneider: LIEBE ZUM DEUTSCHEN GEDICHT. Ein Begleiter für alle Freunde der Lyrik. Verlag Herder Freiburg. 374 S., Ln., DM 13,50.

Gleichfalls bei Herder ist erst kürzlich ein drittes Buch von Wilhelm Schneider erschienen, seine groß angelegte „Stilistische deutsche Grammatik". Darin untersucht und kennzeichnet er die Stilwerte der Wortarten, der Wortstellung und des Satzes. Es handelt sich da, nach des Verfassers eigenen Worten, um den interessanten und aufschlußreichen Versuch, „die grammatischen Erscheinungen" einmal daraufhin zu betrachten, „was sie im Zusammenhang der Rede zu leisten vermögen, welche Wirkungen von ihnen auf Verstand, Gefühl, Phantasie und Willen des Hörers und Lesers ausgeübt werden". Opr.

Wilhelm Schneider: STILISTISCHE DEUTSCHE GRAMMATIK. Die Stilwerte der Wortarten, der Wortstellung und des Satzes. Verlag Herder Freiburg. 522 S., Ln. DM 22,—.

Das Kirchen- und Schulwesen in Ostpreußen

Die neue Veröffentlichung aus der von uns schon mehrfach besprochenen Schriftenreihe „Studien zur Geschichte Preußens" ermöglicht uns wertvolle Einblicke in das im allgemeinen nur wenig bekannte ostpreußische Kirchen- und Schulleben zur Zeit Friedrichs des Großen. Bei seiner Thronbesteigung 1740 gab es in Ostpreußen 415 Kirchen und rund 1400 Landschulen, teils einigermaßen ausgestattete Kirchenschulen, in denen der Schulhalter, manchmal ein junger Theologe, auch kirchliche Funktionen ausübte, teils aber auch ziemlich kümmerliche Dorfschulen, deren Patron meist ein adliger Gutsbesitzer war. In diesen Schulen war der Schulhalter fast überall so schlecht gestellt, daß er, um leben zu können, nebenher ein Handwerk betreiben mußte, meist das Schneider- oder Tischlerhandwerk. Und da nur Lesen, Schreiben und Katechismus gelehrt wurde, so mochte diese Lehrkraft zur Not genügen. Alte Soldaten drängten sich in Ostpreußen sehr selten zu diesen Posten, die kaum 30 Taler im Jahr brachten.

Der König hatte — wie überhaupt für Ostpreußen — auch für die Kirchen und Schulen der Provinz nicht das gleiche Interesse wie sein Vater; auch wurde eine Weiterentwicklung stark gehemmt durch den Ressort-Egoismus der Ämter. So kom es für Kirchen und Schulen nur zu Übergangslösungen, auch ein regelrechter Schulzwang wurde nicht in vollem Umfange durchgeführt. Die Grundbesoldung der Pfarrer und Lehrer betrug in barem Geld nicht viel, aber dafür trat dann andere Einkünfte hinzu: die „Gefälle" (Abgaben aus den Grundstücken), Zahlungen für kirchliche Handlungen und die zu ewigem Streit Veranlassung gebende „Kalende", die alljährlichen Naturalabgaben an Roggen, Gerste, Erbsen, Flachs, Brennholz, Geflügel, Brot usw.

Weit über solche und andere mit vielen Beispielen belegten Einzelheiten hinaus bringt die sehr verdienstvolle Arbeit auch Angaben über die damalige Ausbildung der Theologie-Studenten und ihr Leben auf der Königsberger Universität und über den Einfluß der damaligen religiösen Richtungen (Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung). Interessant ist es, daß 1767 der Kriegsrat Genze, Besitzer der Graventhinschen Güter, „im Nahmen Gottes sein Vorwerk Loelken zu einem ewigen Fond eines Schulmeister-Seminarii" widmete. Das Seminar, das bis 1806 von 242 Schülern besucht wurde, lag in Klein-Dexen.

Hartwig Notbohm: DAS EVANGELISCHE KIRCHEN- UND SCHULWESEN IN OSTPREUSSEN WÄHREND DER REGIERUNG FRIEDRICHS DES GROSSEN. Verlag Quelle und Meer, Heidelberg. 220 S., kart. DM 19,50.

Amtliche Bekanntmachung

Aufgebot

Frau Selma Rogatzki, geb. Janz, in Gevensleben, Kreis Helmstedt, hat beantragt, den verschollenen **Rentner Karl Janz,** zuletzt wohnhaft in Stuhm/Westpr., für tot zu erklären. Der bezeichnete Verschollene wird aufgefordert, sich bis zum 30. April 1960 bei dem hiesigen Gericht, Zimmer Nr. 6, zu melden, widrigenfalls die Todeserklärung erfolgen kann. An alle, die Auskunft über Leben oder Tod des Verschollenen geben können, ergeht die Aufforderung, dem Gericht bis zu dem angegebenen Zeitpunkt Anzeige zu machen.

Schöppenstedt, d. 19. Januar 1960.

Das Amtsgericht - II 22/59 -